Die Mohicaner von Paris.

Salvator.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Vierter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1856.

Druck von Eduard Hallberger in Stuttgart.

XXXIX.

Die Hochzeit eines Freibeuters.

Während der zehn Jahre, welche auf die von uns so eben erzählten Ereigniſſe folgten — um, nach unſerer Gewohnheit, durch Thatſachen, und nicht durch eine einfache Erzählung einen Begriff vom Charakter unſerer Helden zu geben, — ſchritt der Capitän Herbel, deſſen Art zu verfahren man geſehen hat, immer weiter fort auf dem Wege, den er eingeſchlagen hatte.

Wir beſchränken uns in Betreff deſſen, was den gewaltigen Seemann betrifft, darauf, daß wir aus den Journalen jener Zeit Notizen über ſeine Priſen geben.

Der San-Sebaſtian, ein portugieſiſches Schiff, von Sumatra auf Isle de France gefrachtet, deſſen Ladung drei Millionen werth war — Herbel erhielt für ſeinen Theil viermal hunderttauſend Livres.

Die Charlotte, ein holländiſches Schiff von dreihundert ſechzig Tonnen, zwölf Kanonen und ſiebzig Mann Equipage. — Die Charlotte wurde um ſechsmal hunderttauſend Livres verkauft.

Der Adler, eine engliſche Goëlette von hundert

und sechzig Tonnen, um hundertfünfzigtausend Livres verkauft.

Der San-Jago und der Karl III., spanische Schiffe, um sechsmal hunderttausend Livres verkauft.

Der Argos, ein russisches Schiff von sechshundert Tonnen.

Der Hercules, eine englische Brigg von sechshundert Tonnen.

Der Glorieux, ein englischer Kutter, u. s.. w. u. s. w.

Dieser von den officiellen Blättern jener Zeit veröffentlichten Liste könnten wir noch die Nomenclatur von dreißig bis vierzig anderen Schiffen beifügen; doch es ist nie unsere Absicht gewesen, eine Biographie vom Capitän Herbel zu schreiben; wir wünschen nur unsern Lesern eine Idee von seinem Charakter zu geben.

Im Winter von 1800 nach St. Malo zurückgekehrt, mit seinem treuen Pierre Berthaud, empfing er von seinen Landsleuten alle möglichen Zeugnisse von Sympathie. Ueberdies erwartete ihn ein Brief vom ersten Consul, der ihn einlud, nach Paris zu kommen.

Bonaparte fing damit an, daß er dem wackern Maluiner über seine fabelhaften Kreuzfahrten sein Compliment machte: dann bot er ihm die Epauletten eines Capitäns und das Commando über eine Fregatte der republikanischen Marine an.

Pierre Herbel schüttelte jedoch den Kopf.

„Was verlangen Sie denn?" fragte der erste Consul erstaunt.

„Ich wäre sehr in Verlegenheit, sollte ich es Ihnen sagen," antwortete Herbel.

„Sie sind also bedeutend ehrgeizig?"

„Im Gegentheile, ich finde das, was Sie mir anbieten, zu schön für mich."

„Sie wollen also nicht der Republik dienen?"

„Doch; ich will ihr aber auf meine Weise dienen."

„Wie dies?"

„Als Corsar . . . Lassen Sie mich Ihnen die Wahrheit sagen."

„Sprechen Sie."

„Sobald ich befehle, bin ich ein trefflicher Seemann; sobald ich gehorchen muß, bin ich nicht so viel werth, als der Letzte von meinen Matrosen."

„Man muß indessen immer Jemand gehorchen."

„Bei meiner Treue," erwiederte der Capitän, „bis jetzt, Bürger Consul, habe ich nur Gott gehorcht, und dabei, wenn er mir durch seinen ersten Ordonnanzoffizier Seine Excellenz den Wind sagen ließ, ich soll die Segel aufgeien und vor Topp und Takel treiben, ist es mir mehr als einmal begegnet, dergestalt bin ich vom Dämon der Unbotmäßigkeit besessen, daß ich mit meinen unteren Segeln, meiner Brigantine und meinem Klüver die See hielt. Was besagen will, daß ich, wenn ich Fregattencapitän wäre, nicht nur Gott, sondern auch meinem Viceadmiral, meinem Admiral, dem Marineminister, was weiß ich? gehorchen müßte, und das sind zu viel Herren für einen Diener."

„Ah!" sagte der erste Consul, „ich sehe wohl, Sie haben nicht vergessen, daß Sie von der Familie

der Courtenay ſtammen, und daß Ihre Ahnen in Conſtantinopel regiert haben."

„Es iſt wahr, Bürger erſter Conſul, ich habe das nicht vergeſſen."

„Ich kann Sie aber nicht zum Kaiſer von Conſtantinopel ernennen?"

„Nein, Bürger, doch Sie können etwas Anderes thun."

„Ja, ich kann Ihnen ein Majorat für Ihren älteſten Sohn conſtituiren, Sie die Tochter von einem meiner Generale heirathen laſſen, wollen Sie ſich mit dem Ruhme verbinden, einer meiner Lieferanten, wollen Sie ſich mit dem Gelde verbinden?"

„Bürger erſter Conſul, ich habe drei Millionen, was wohl ſo viel werth iſt als ein Majorat, und was meine Verheirathung betrifft, ſo iſt das meine Sache."

„Sie heirathen eine Prinzeſſin von der Pfalz, eine deutſche Markgräfin?"

„Ich heirathe ein armes Mädchen Namens Thereſe, das ich ſeit acht Jahren liebe, und das ſeit acht Jahren auf mich wartet."

„Teufel!" rief Bonaparte, „ich habe kein Glück; dort Saint-Jean-d'Acre, und Sie hier! . . . Was gedenken Sie alſo zu thun?"

„Hören Sie, Bürger! zuerſt will ich heirathen, ich habe große Eile, und wäre es nicht Ihnen zu Liebe geweſen, ich ſtehe Ihnen dafür, ich hätte St. Malo nicht vor der Hochzeit verlaſſen."

„Gut; doch ſind Sie einmal verheirathet?"

„Ruhig den Frieden genießen, meine drei Millionen verzehren, und wie der Schäfer von Virgil ſagen:

„O Melibaee deus nobis haec otia fecit!“

„Bürger Capitän, ich verſtehe nicht ſehr gut Lateiniſch.“

„Ja, nicht wahr, beſonders wenn es ſich um den Frieden handelt? Ich verlange von Ihnen keinen dreißigjährigen Frieden; nein, nur die Zeit, ein paar Jahre den Honigmonat zu genießen, nicht mehr. Alsdann, hienach, bei dem erſten Kanonenſchuſſe, den ich . . . nun wohl, die Schöne Thereſe iſt noch nicht ganz geſchlagen.“

„Ich vermag alſo nichts für Sie?“

„Bei meiner Treue, ich ſuche.“

„Und Sie finden nicht?“

„Nein, doch finde ich, ſo werde ich Ihnen ſchreiben, ſo wahr ich Herbel heiße.“

„Ich kann nicht einmal der Pathe Ihres erſten Knaben ſein?“

„Sie ſpielen unglücklich, Bürger Conſul, mein Wort iſt verpfändet.“

„Wem denn?“

„Pierre Berthaud, genannt Monte-Hauben, meinem Hochbootsmanne.“

„Und dieſer Burſche kann mir nicht ſeinen Platz abtreten, Capitän?“

„Ah! ja wohl, er würde ihn nicht dem Kaiſer von China abtreten; über dies iſt nichts zu ſagen: er hatte ihn mit ſeiner Degenſpitze gewonnen.“

„Wie ſo?“

„Indem er als der Zweite an Bord der Calypſo ſprang . . . und unter uns, die wir Tapfere ſind, ſage ich, indem er zuerſt darauf ſprang . . . nun, ich habe die Augen darüber geſchloſſen.“

„Gleichviel, Capitän, obschon ich nicht glücklich mit Ihnen bin, erlauben Sie mir doch wohl, nicht wahr, daß ich mich nach Ihnen erkundige?“

„Haben Sie Krieg, Bürger erster Consul, und ich werde Ihnen Nachrichten von mir geben, das verspreche ich Ihnen.“

„Wohlan, von einem schlechten Zahler muß man nehmen, was man kann; auf Wiedersehen, wenn wir Krieg haben.“

„Auf Wiedersehen, Bürger erster Consul!“

Pierre Herbel ging bis zur Thüre und kam dann wieder zurück.

„Das heißt auf Wiedersehen,“ sagte er, „nein, ich kann mich nicht hiezu verbindlich machen.“

„Warum nicht?“

„Weil Sie ein Landgeneral sind, und ich ein Seemann bin; es ist aber keine Wahrscheinlichkeit, daß wir, wenn wir, Sie in Italien oder in Deutschland, ich im Atlantischen Meere oder im Indischen Meere sein werden, oft zusammentreffen; also viel Glück in Ihren Feldzügen, Bürger erster Consul.“

„Und Ihnen wünsche ich viel Glück bei Ihren Kreuzfahrten.“

Hienach trennten sich der Capitän und der erste Consul, um sich erst fünfzehn Jahre später in Rochefort wieder zu sehen.

Drei Tage nach seinem Abgange aus den Tuilerien trat Pierre Herbel mit offenen Armen in das Häuschen von Therese Brea ein, das im Dorfe Plancoët, am Arquenon, vier bis fünf Meilen von St. Malo lag.

Thereſe ſtieß einen Freudenſchrei aus und warf ſich Pierre in die Arme.

Sie hatte ihn drei Jahre nicht geſehen. Thereſe hatte ſeine Rückkehr nach St. Malo und ſodann ſeine Abreiſe nach Paris an demſelben Tage erfahren.

Jede Andere als Thereſe wäre in Verzweiflung geweſen und hätte ſich gefragt, welche wichtige Angelegenheit bei ihrem Geliebten das Verlangen, ſie wieder zu ſehen, überwiegen könne, doch dem Worte von Pierre vertrauend kniete ſie in Notre-Dame in Plancoët nieder, und begnügte ſich damit, daß ſie Gott für ſeine Rückkehr dankte, ohne daß es ihr einfiel, Rechenſchaft über die darauf gefolgte unerwartete Abreiſe zu verlangen.

In der That, wie geſagt, in Paris eine Stunde vor ſeiner Audienz angelangt, war Pierre Herbel eine Stunde nach derſelben wieder abgereiſt . . . Seine Abweſenheit dauerte alſo nur ſechs Tage. — Dieſe ſechs Tage ſchienen Thereſe allerdings ſechs Jahrhunderte.

Als ſie ihren Geliebten erblickte, war auch die Bewegung, welche ſie in ſeine Arme trieb, ſehr raſch, und der Schrei, der ihrem Munde oder vielmehr ihrem Herzen entſchlüpfte, ſehr freudig.

„Ah!“ fragte Pierre Herbel, nachdem er von den Wangen Thereſens zwei gute, ganz mit Thränen gefüllte, Küſſe genommen hatte; „wann die Hochzeit, Thereſe?“

„Wann Du willſt,“ antwortete dieſe; „ich bin ſeit ſieben Jahren bereit, und unſer Aufgebot iſt ſeit drei Jahren angeſchlagen.“

„Wir haben alſo nur den Maire und den Pfarrer in Kenntniß zu ſetzen?“

„Ah! mein Gott, ja!“

„Thun wir das, Thereſe; ich bin nicht der Anſicht von denjenigen, welche ſagen: „„Er hat ſechs Jahre gewartet, er kann auch noch länger warten.““ Nein, ganz im Gegentheil ſage ich: „„Ich habe ſechs Jahre gewartet, das iſt ziemlich hübſch und ich will nicht mehr warten.““

Ohne Zweifel war Thereſe derſelben Anſicht wie ihr Bräutigam, denn er hatte dieſe letzten Worte nicht vollendet, als ihr Shawl auf ihren Schultern und ihre Haube auf ihrem Kopfe waren.

Pierre Herbel nahm ſie beim Arme.

Wie ſehr ſich auch der Maire und der Pfarrer beeilten, man mußte drei Tage warten. Während dieſer drei Tage war der Capitän wie ein Verrückter.

Am dritten Tage, als der Maire ſprach: „Im Namen des Geſetzes ſeid Ihr verbunden,“ ſagte Pierre Herbel:

„Das iſt ein Glück; hätte das noch länger angeſtanden, heute Abend legte ich an.“

Neun Monate nachher, auf den Tag, gebar Thereſe einen ſtarken Knaben, deſſen Pathe, nach dem gegebenen Worte, Pierre Berthaud, genannt Monte-Haubon, war; man ſchrieb ihn auch in den Civilregiſtern von St. Malo unter dem Namen Pierre Herbel von Courtenay — das heißt Vicomte, ein . . . Er war doppelt Pierre: Pierre durch ſeinen Vater, Pierre durch ſeinen Pathen.

Wir haben geſagt, wie, um ſich nach der Mode der Zeit zu richten, der junge Maler ſeinen Namen latiniſirt und dem ein wenig gemeinen Namen des

renegaten Apostels, den mehr aristokratischen Namen Petrus substituirt hatte.

Doch Geduld, liebe Leser, wir haben noch nicht ganz geendigt mit seinem Seeräuber von einem Vater, wie ihn der General Herbel nannte.

Der Honigmonat des Capitäns dauerte gerade die Zeit, welche der Friede von Amiens dauerte; wir irren uns: er dauerte ein paar Tage länger.

Zehn Geschichtsschreiber für Einen werden Ihnen sagen, wenn Sie sich die Mühe nehmen, sie zu fragen, wie der Vertrag von 1802 gebrochen wurde; ich allein kann Ihnen sagen, wie der Honigmonat unseres würdigen Capitäns endigte.

So lange der Friede gedauert hatte, war Alles vortrefflich in der Wirthschaft von Herbel gewesen. Er betete seine Frau, welche sanft und liebevoll wie ein Engel war, an; er vergötterte seinen Sohn, von dem er behauptete — und zwar vielleicht mit Recht — es sei das schönste Kind, nicht nur von St. Malo, sondern auch von der ganzen Bretagne und von ganz Frankreich. Kurz, er war der glücklichste Mensch der Welt, und wäre nicht der Krieg ausgebrochen, so würde dieser Zustand der Ruhe Monate lang, Jahre lang, immer vielleicht gedauert haben, ohne daß eine einzige Wolke die Heiterkeit seines Himmels getrübt hätte.

Doch der Sturm häufte sich auf der Seite von England auf. Die englische Regierung hatte den Frieden nur gezwungen gemacht; um dazu zu gelangen, hatte die Coalition vom Kaiser Paul I. mit Preußen, Dänemark und Schweden das Ministerium Pitt stürzen und den Redner Addington zum Lord der Schatzkammer ernennen müssen. Unglücklicher-

weise bestand dieser Friede nur auf der Oberfläche; die Ermordung von Kaiser Paul machte den Hauptstein des Gewölbes fallen: die Engländer beklagten sich, Frankreich räume zu langsam Rom, Neapel und die Insel Elba; Frankreich beklagte sich, England räume Malta und Aegypten gar nicht. Bonaparte, um für jedes Ereigniß bereit zu sein, traf Anstalten zu einer Expedition nach St. Domingo. Der politische Barometer bezeichnete einen nahe bevorstehenden Krieg.

Seitdem diese Expedition, obgleich noch im Projekte, den Seehäfen Frankreichs die fieberhafte Aufregung verliehen hatte, die den Seekriegen vorangeht, war der Capitän Herbel auch fieberhaft und aufgeregt geworden. Das Familienleben war nie die Sache dieses abenteuerlichen Temperaments gewesen: das war für ihn eine jener blühenden Inseln des Oceans, wo ein Seemann einen mehr oder einen minder langen Aufenthalt machen kann, jedoch nichts Anderes. Das wahre Element des Capitäns war die See; die See, die ihn am Ufer aufgenommen hatte, reclamirte ihn, wie eine eifersüchtige Geliebte ihren Liebhaber reclamirt und zog ihn unwillkürlich an sich; von heiter, wie es bis dahin gewesen, war sein Gesicht traurig geworden; er erkundigte sich bei jeder Fischerbarke nach dem Tage, wenn die Feindseligkeiten beginnen würden; ganze Tage brachte er auf dem höchsten Gestade zu, die Augen verloren in der doppelten Unermeßlichkeit des Himmels und der Wogen.

Therese, welche in ihm und durch ihn zu sehen schien, bemerkte diese Veränderung und wußte lange

nicht, welchem Umstande sie dieselbe zuschreiben sollte. Diese bizarre Laune, diese finstere Schweigsamkeit waren so fern von den Gewohnheiten ihres Mannes, daß sie erschrak, jedoch ohne mit ihm darüber zu sprechen.

Sie begriff indessen, daß früher oder später eine Erklärung stattfinden mußte, als sie in einer Nacht plötzlich durch die wüthenden Bewegungen, die der Capitän machte, und das seltsame Geschrei, das er ausstieß, aufgeweckt wurde.

Er träumte, er sei mitten in der Schlacht und brüllte aus Leibeskräften.

„Drauf! drauf! auf die Engländer! zum Entern, und es lebe die Republik!"

Der Kampf war äußerst heftig, doch nach einigen Minuten endigte er, ohne Zweifel wie der des Cid, in Ermangelung von Streitern.

Der Capitän, der sich halb aufgerichtet hatte, fiel mit dem Kopf wieder auf sein Kissen und rief:

„Streich' die Flagge, englischer Hund! Sieg! Sieg!"

Und er versank in den friedlichen Schlaf des Sieges.

Von da an war der armen Therese Alles erklärt.

„Ah!" murmelte sie, denn ihr Schlaf verschwand beim Traume ihres Mannes, „er hat mir, ohne es zu wissen, die Ursache seiner schlimmen Stunden gesagt! Armer Pierre, aus Liebe für mich ist er hier angekettet geblieben, Gefangener im Hause, seinen Kopf ans Gitter schlagend, wie ein Löwe im Käfig. Ach! ich begreife, dieses friedliche Leben ist nicht für Dich gemacht, mein armer Pierre! Du brauchst Raum,

die freie Luft des Himmels über Dir, die See unter Deinen Füßen, Du brauchst die großen Stürme und die großen Schlachten, den Zorn der Menschen und den Zorn Gottes. Ich hatte nichts gesehen, nichts begriffen, nichts errathen, ich liebte Dich! Verzeih' mir, mein theurer Pierre!"

Und Thereſe erwartete den Morgen mit Todesangſt.

Als der Tag gekommen war, ſprach ſie mit einer Stimme, die ſie feſt zu machen ſuchte:

„Pierre, Du langweilſt Dich hier!"

„Ich?" erwiederte Pierre.

„Ja."

„Glaube das nicht."

„Pierre, Du haſt nie gelogen; bleibe, ſogar für mich, offenherzig und ehrlich wie ein Seemann."

Pierre ſtammelte.

„Dein müßiges Leben gereicht Dir zum Verderben," fuhr Thereſe fort.

„Deine Liebe entzückt mich," ſagte Pierre.

„Du mußt aufbrechen, Pierre, wir werden Krieg haben."

„Ja, in der That, Jedermann ſagt das."

„Und Du, mein Theuerſter, haſt die Feindſeligkeiten begonnen."

„Was willſt Du damit ſagen?" fragte Pierre erſtaunt.

Thereſe erzählte ihm ſeinen Traum von der vorhergehenden Nacht.

„Ah! ja," ſagte Pierre, „was das betrifft, das iſt möglich; meine ganze Nacht war nur ein langer Traum und ein erbitterter Kampf."

„Und aus der Leidenschaft, mit der Du bei diesem Kampfe, so eingebildet er auch war, zu Werke gingst, entnahm ich, die Zeit unseres ruhigen Lebens sei vorüber; Dein wahres Leben sei da, wo es Gefahren zu trotzen und Ruhm zu erwerben gebe; ich habe auch einen großen Entschluß gefaßt, mein Freund!"

„Welchen?"

„Dich aufzumuntern, sobald als möglich in See zu gehen."

„Du! liebe Therese des guten Gottes!"

„Ich, Pierre; die Vorsehung hat uns zwei verschiedene Aufgaben zugewiesen, mein Freund: ich habe sieben Jahre auf Dich gewartet, und war glücklich, auf Dich zu warten. Du bist gekommen und hast aus mir zwei Jahre lang die glücklichste Frau der Welt gemacht. Du wirst wieder abreisen, Pierre, und ich werde aufs Neue Deine Rückkehr erwarten; doch diesmal werde ich an der Wiege unseres Kindes warten, und das Warten wird mir leichter sein. Ich habe das theure Kind viele Dinge zu lehren, um bei ihm mein Mutterwerk zu vollbringen. Ich werde mit ihm von Dir sprechen, ich werde ihm Deine Kämpfe erzählen, von denen das Gerücht bis zu uns gelangen wird. Sodann werden wir alle Tage das hohe Gestade ersteigen, in der Hoffnung, Dein Schiff am Horizont erscheinen zu sehen. Und so, mein Freund, werden wir Beide vor dem Herrn die Pflicht erfüllen, die uns auferlegt ist. Als Mann wirst Du Dein Vaterland vertheidigen, als Weib werde ich unser Kind erziehen; und der Herr wird uns segnen."

Pierre war kein sehr demonstrativer Verliebter; doch bei diesen letzten Worten glaubte er die Stirne seiner Frau wie die der Jungfrau von Plancoët glänzen zu sehen, und er fiel ihr zu Füßen.

„Du versprichst mir also, nicht unter meiner Abwesenheit zu leiden?“ fragte er sie.

„Nicht leiden, Pierre,“ antwortete Therese, „das hieße Dich nicht lieben! Ich werde also leiden, doch ich werde mich erinnern, daß Du glücklich bist, und Dein Glück wird mir mehr Freude bereiten, als mir Deine Abwesenheit Gram verursacht haben wird.“

Pierre warf sich seiner Frau in die Arme; dann stürzte er aus dem Hause, lief in den Straßen von St. Malo umher, rief alle seine alten Matrosen bei ihren Namen und beauftragte seinen Freund, Pierre Berthaud, Alle diejenigen, welche er unterwegs oder in ihren Wohnungen treffen würde, zu sammeln.

Und acht Tage nachher lief, gründlich neu ausgerüstet, frisch angemalt, mit ihrer alten wohlbekannten Equipage, vermehrt durch etwa zwanzig Mann, mit ihren einundzwanzig Achtzehnpfündern und ihren zwei Sechsunddreißigpfündern, die schöne Therese aus dem Hafen von St. Malo aus, um die indischen Seegegenden wiederzusehen, wo Pierre Herbel zuerst seinen furchtbaren Ruf als Corsar erlangt hatte, der dem seines Freundes und Landsmannes Surcouf die Wagschale hielt.

Am 6. Mai 1802 auslaufend, nahm die Schöne Therese schon am 8. desselben Monats, nach einem zehnstündigen Kampfe, ein Sklavenschiff, das sechzehn Zwölfpfünder führte.

Am 15. caperte sie ein portugiesisches Schiff von achtzehn Kanonen und siebzig Mann Equipage.

Am 25. enterte sie einen Handelsdreimaster, unter holländischer Flagge, befrachtet mit fünftausend Ballen Reis und fünfhundert Fässern Zucker.

Am 15. Juni, in einer Nacht ähnlich der, wo wir den Capitän Herbel die Calypso haben vernichten sehen, machte sie einen englischen Dreimaster rhedelos, der, wenn nicht unter dem Commando, doch wenigstens unter der Führung von Pierre Berthaud vorüber kam, welcher eben zum Grade eines Lieutenants erhoben worden war.

Am Anfang des Juli endlich, nach achtzehn Gefechten und fünfzehn Prisen ging die Schöne Therese bei Isle de France vor Anker, von wo sie, mit Beute aller Art beladen, erst 1805, das heißt nach der Schlacht bei Austerlitz, zurückkehrte.

Therese hatte ihrem Manne Wort gehalten; alle Tage hatte sie mit ihrem schon über drei Jahr alten Kinde das schroffe Gestade erstiegen; so daß, sobald die Gegenstände bemerkbar wurden, Pierre Herbel auf der Küste eine Frau und ein Kind zu erkennen vermochte, die ihm Willkommzeichen machten.

Therese hatte die Brigg ihres Gatten erkannt, lange, ehe dieser sie hatte erkennen und sogar nur unterscheiden können.

XL.

Malmaiſon.

Es kam 1815.

Man war am 6. Juli; Waterloo rauchte noch am Horizont.

Am 21. Juni, Morgens um ſechs Uhr, war Napoleon nach dem Elyſée zurückgekehrt; am 22. unterzeichnete er folgende Erklärung:

„Franzoſen!

„Als ich den Krieg begann, um die Unabhängigkeit der Nation zu behaupten, zählte ich auf das Zuſammenwirken aller Anſtrengungen, aller Willenskräfte und den Beiſtand aller nationalen Autoritäten. Ich hatte Grund, auf glücklichen Erfolg zu hoffen, und trotzte allen Erklärungen der Mächte gegen mich. Die Umſtände ſcheinen ſich geändert zu haben: ich biete mich als Opfer dem Haſſe der Feinde Frankreichs. Möchten ſie aufrichtig ſein in ihren Erklärungen und immer nur gegen meine Perſon feindlich geſinnt geweſen ſein! Mein politiſches Leben iſt beendigt, und ich proclamire meinen Sohn, unter dem Titel Napoleon II., zum Kaiſer der Franzoſen. Die gegenwärtigen Miniſter werden proviſoriſch den Regierungsconſeil bilden. Das Intereſſe, das ich für meinen Sohn hege, verbindet mich, die Kammern einzuladen, ohne Verzug die Regentſchaft durch das Geſetz zu organiſiren. Vereinigt Euch Alle für das

öffentliche Wohl und um eine unabhängige Nation zu bleiben.

Gegeben im Palais de l'Elysée, am 22. Juli 1815.

Napoleon."

Vier Tage, nachdem er diese Erklärung unterzeichnet hatte, am 26. Juni erhielt Napoleon — wie man sieht, fast als Antwort auf seine Entsagung — folgenden Beschluß:

„Die Regierungs-Commission beschließt, wie folgt:

„Art. 1. Der Marine-Minister wird Befehle geben, daß zwei Fregatten vom Hafen von Rochefort ausgerüstet werden, um Napoleon Bonaparte nach den Vereinigten Staaten zu transportiren.

„Art. 2. Es wird ihm, bis zum Punkte der Einschiffung, wenn er es wünschte, eine genügende Escorte, unter den Befehlen des Generals Becker gegeben werden, die zu seiner Sicherheit bevollmächtigt ist.

„Art. 3. Der General-Director der Posten wird seinerseits alle auf den Dienst der Relais bezüglichen Befehle ertheilen.

„Art. 4. Der Marine-Minister wird Befehle erlassen, um die Rückkehr der Fregatten sogleich nach dem Ausschiffen zu sichern.

„Art. 5. Die Fregatten werden die Rhede von Rochefort nicht verlassen, ehe die verlangten Geleitsbriefe angelangt sind.

„Art. 6. Die Minister der Marine, des Krieges und der Finanzen sind, Jeder in dem, was ihn

betrifft, mit dem Vollzuge gegenwärtigen Beschlusses beauftragt.

„Unterzeichnet: Herzog von Otranto, Graf Grenier, Graf Carnot, Baron Quinette, Caulincourt, Herzog von Vicenza."

Kraft einer neuen Entschließung des Gouvernements, ermächtigte am andern Tage der Herzog von Otranto den Kaiser, gegen motivirte Quittung zu empfangen: einen Silberservice von zwölf Gedecken; den Porcellanservice, genannt die Hauptquartiere; sechs Services von zwölf Gedecken von Leinendamast; sechs Services von Officeleinwand; zwölf Paar Tücher von erster Wahl; zwölf Paar Servicetücher; sechs Dutzend Zimmerservietten; zwei Reisewagen; drei Sättel und Zäume eines Generaloffiziers; drei Piqueursättel und Zäume; vierhundert Bände aus der Bibliothek von Rambouillet zu nehmen; verschiedene Landkarten; endlich hunderttausend Franken für die allgemeinen Reisekosten. — Das war das letzte Trousseau des Kaisers.

An demselben Tage, gegen vier Uhr Abends, erhielt der General Graf Becker, der mit der Bewachung desjenigen, welchen man schon nicht mehr Napoleon Bonaparte nannte, beauftragt war, vom Marschall Kriegsminister, Fürsten von Eckmühl, folgenden Brief; der Letztere nannte wenigstens noch seinen ehemaligen Herrn Kaiser und Majestät; das machte ihn aber, wie man sehen wird, zu nichts

verbindlich, und dann weiß man, was die Macht der Gewohnheit ist.

„Herr General!

„Ich habe die Ehre, Ihnen beifolgend einen Beschluß zu übersenden, welchen die Regierungs-Commission dem Kaiser Napoleon zu eröffnen Sie beauftragt, wobei Sie Seiner Majestät bemerken wollen, die Umstände seien so gebieterisch geworden, daß sie sich ganz nothwendig zur Abreise entschließen müsse, um sich nach der Insel Aix zu begeben.

„Dieser Beschluß ist sowohl im Interesse der Person des Kaisers als des Staates, der ihm theuer sein muß, gefaßt worden.

„Sollte der Kaiser bei der Notification, die Sie ihm von diesem Beschlusse machen werden, keine Entschließung fassen, so würden Sie die thätigste Ueberwachung üben, sowohl, daß sich Seine Majestät nicht aus Malmaison entfernen kann, als auch um jedem Versuche gegen seine Person zuvorzukommen. Sie werden sodann alle Zugänge bewachen, welche gegen Malmaison von allen Seiten münden. Ich schreibe dem Inspecteur der Gendarmerie und dem Commandanten des Platzes Paris, daß sie zu Ihrer Verfügung die Gendarmerie und die Truppen stellen, die Sie verlangen dürften.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr General, daß dieser Beschluß ganz für das Interesse des Staats und für die persönliche Sicherheit des Kaisers gefaßt worden ist. Seine rasche Ausführung ist unerläßlich; das Schicksal Seiner Majestät und ihrer Familie hängt davon ab.

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, General, daß alle diese Maßregeln so geheim als nur immer möglich genommen werden müssen.

„Der Marschall Kriegsminister
Fürst von Eckmühl."

Eine Stunde nachher empfing derselbe General Becker vom Herzog von Otranto folgenden weiteren Brief, der ihm durch den Kriegsminister zugesandt wurde:

„Herr General,

„Die Commission erinnert Sie an die Instructionen, die Ihnen vor einer Stunde zugesandt worden sind. Sie müssen den Beschluß vollziehen lassen, so wie ihn die Commission gestern gefaßt hat, und wonach Napoleon auf der Rhede der Insel Aix bis zur Ankunft seiner Pässe bleiben wird.

„Es ist für das Wohl des Staates, der ihm nicht gleichgültig zu sein vermöchte, von Wichtigkeit, daß er dort bleibt, bis sein Schicksal und das seiner Familie auf eine definitive Art geregelt worden sind. Man wird alle Mittel anwenden, damit diese Unterhandlung zu seiner Zufriedenheit ausfällt.

„Die französische Ehre ist dabei betheiligt; mittlerweile aber muß man alle Vorsichtsmaßregeln für die persönliche Sicherheit von Napoleon, und damit er den ihm momentan angewiesenen Aufenthaltsort nicht verläßt, nehmen.

„Herzog von Otranto."

Schon am 25. hatte der Kaiser, von der Regierungscommission aufgefordert, das Elysée verlassen und sich nach Malmaison zurückgezogen, das noch voll von der Erinnerung an Josephine.

Trotz des Briefes vom Herzog von Otranto und den dringlichen Ermahnungen der provisorischen Regierung konnte sich Napoleon nicht entschließen, abzureisen. Am 28. Juni dictirte er folgenden Brief dem Grafen Becker. — Wohlverstanden, obgleich vom Kaiser dictirt, übernahm doch der Gräf Becker die Verantwortlichkeit davon. Er war an den Kriegsminister adressirt.

„Monseigneur,

„Nachdem sie vom Beschlusse der Regierung, ihre Abreise nach Rochefort betreffend, Kenntniß genommen, hat Seine Majestät der Kaiser mich beauftragt, Eurer Durchlaucht zu eröffnen, sie verzichte auf diese Reise, in Betracht daß sie, da die Communicationen nicht frei seien, keine genügende Garantie für die Sicherheit ihrer Person finde.

„An diesem Bestimmungsorte ankommend, betrachtet sich überdies der Kaiser als Gefangener, da seine Abreise von der Insel Aix der Ankunft der Pässe untergeordnet ist, die man ihm ohne Zweifel verweigern wird, um sich nach America zu begeben.

„In Folge dieser Interpretation ist der Kaiser entschlossen, seinen Spruch in Malmaison zu empfangen, und bis über sein Loos vom Herzog von Wellington, dem die Regierung diese Resignation mittheilen mag, statuirt worden ist, wird Napoleon in

Malmaiſon bleiben, überzeugt, man werde nichts gegen ihn unternehmen, was nicht der Nation und der Regierung würdig iſt.

„Graf Becker.“

Eine ſolche Antwort mußte ſtrenge Maßregeln herbeiführen.

Im Verlaufe des Tages kam eine Depeſche, man glaubte Anfangs, es handle ſich um die Abreiſe des Kaiſers, Napoleon öffnete ſie und las wie folgt:

Befehl des Kriegsminiſters an den General Becker.

Paris den 28. Juni 1815.

„Herr General,

„Sie werden einen Theil der Garde, die ſich in Rueil befindet, unter Ihre Befehle nehmen und die Brücke von Chatou in Brand ſtecken und völlig zerſtören.

„Ich laſſe gleichfalls von den Truppen, welche in Courbenoir ſind, die Brücke von Bezons zerſtören.

„Ich ſchicke einen meiner Adjutanten für dieſe Operation dahin.

„Ich werde auch Truppen nach Saint-Germain abſenden, mittlerweile bleiben Sie jedoch auf dieſer Straße.

„Der Offizier, der Ihnen dieſen Brief bringt, iſt beauftragt, mir ſelbſt die Meldung über den Vollzug dieſes Befehles zurückzubringen.“

Der General Becker erwartete die Entschließung des Kaisers.

Der Kaiser gab ihm mit der größten Ruhe den Brief zurück.

„Was gebietet Seine Majestät?“ fragte der Graf Becker.

„Lassen Sie den Befehl, den man Ihnen gegeben, vollziehen.“

Der General Becker ließ den Befehl auf der Stelle vollziehen.

Am Abend berief man den General nach Paris: er ging um acht Uhr ab.

Napoleon wollte nicht vor der Rückkehr des Generals zu Bette gehen. Er wünschte zu wissen, was zwischen diesem und dem Kriegsminister vorgegangen war.

Um elf Uhr kam der General zurück.

Der Kaiser ließ ihn sogleich zu sich rufen.

„Nun,“ fragte er ihn, sobald er ihn erblickte, „was trägt sich in Paris zu?“

„Seltsame Dinge, Sire, welche Eure Majestät kaum glauben wird.“

„Sie irren sich, General: seit 1814 bin ich von der Ungläubigkeit geheilt. Sagen Sie also, was Sie gesehen haben.“

„Gesehen! ja, Sire, man sollte glauben, Eure Majestät habe die Divinitationsgabe. Als ich in das Hotel des Ministers kam, begegnete ich einer Person, welche vom Fürsten wegging, und der ich Anfangs keine große Aufmerksamkeit schenkte.“

„Und wer war diese Person?“ sagte Napoleon ungeduldig.

„Der Fürst war besorgt, es mir selbst mitzutheilen. „„Haben Sie den Mann erkannt, der mich so eben verläßt?““ fragte er. „„Ich habe nicht auf ihn Acht gegeben,““ antwortete ich. „„Nun, es ist Herr von Vitrolles, Agent von Ludwig XVIII.““

Napoleon konnte ein leichtes Beben nicht bewältigen.

Der General Becker fuhr fort:

„„Nun wohl, mein lieber General,““ sagte der Kriegsminister zu mir, „„es ist Herr von Vitrolles, Agent von Ludwig XVIII.; er kommt im Auftrage Seiner Majestät (Ludwig XVIII. war wieder Majestät geworden), um mir Vorschläge zu unterbreiten, die ich für das Land ganz annehmbar gefunden habe; so daß ich, wenn die meinigen gebilligt werden, morgen die Tribune besteige, um das Gemälde unserer Lage zu entwerfen, und die Nothwendigkeit fühlbar zu machen, Projecte anzunehmen, die ich für die Sache der Nation ersprießlich erachte.““

„Also,“ murmelte Napoleon, „die Sache der Nation ist nun die Rückkehr der Bourbonen . . . Und Sie haben nichts hierauf geantwortet, General?“

„Doch, Sire: „„Herr Marschall,““ erwiederte ich, „„ich kann Ihnen mein Erstaunen, Sie einen Entschluß fassen zu sehen, der über das Schicksal des Reiches zu Gunsten einer zweiten Restauration bestimmen muß, nicht verbergen: hüten Sie sich, sich eine solche Verantwortlichkeit aufzubürden. Es gibt vielleicht noch Mittel, um den Feind zurückzutreiben, und die Meinung der Kammer scheint mir, nach ihrem

Votum für Napoleon II., der Rückkehr der Bourbonen nicht günstig.""

„Nun," fragte lebhaft der Kaiser, „was hat er geantwortet?"

„Nichts, Sire; er kehrte in sein Cabinet zurück und ließ mir einen neuen Befehl zum Abgange zustellen."

Der General brachte in der That einen Befehl, in welchem gesagt war, wenn Napoleon nach vierundzwanzig Stunden abzugehen säume, stehe man nicht mehr für seine Person.

Doch der Kaiser blieb wie unempfindlich für diesen Befehl.

Er, der sich über nichts mehr wundern sollte, wunderte sich doch noch über Eines: daß die Rückkehr der Bourbonen mit Herrn von Vitrolles durch den Fürsten von Eckmühl unterhandelt wurde, der seine, Napoleons, Rückkehr negocirt hatte; durch denselben Mann, den ihm nach der Insel Elba Herr Fleury von Chaboulon geschickt hatte, um seine Aufmerksamkeit auf den Zustand der Dinge zu lenken und ihm zu sagen, Frankreich sei für ihn offen und erwarte ihn.

Und in der That, als die Kunde von der Landung kam, war der ehemalige Chef des Generalstabs von Napoleon dergestalt compromittirt, daß er sich eine Zuflucht von Herrn Pasquier erbat, dem Oberwundarzte der Invaliden, den er beim Heere gekannt hatte, und auf dessen Ergebenheit er, wie er wußte, rechnen durfte.

Napoleon täuschte sich: es gab also noch andere Dinge, die ihn in Erstaunen setzen konnten.

Er ertheilte den Befehl zu seiner Abreise für den andern Tag.

Während man aber die Anstalten zur Abreise des Kaisers traf, trug sich eine Scene zu, deren Folgen ernster werden konnten.

Einer von denjenigen, welche mit dem tiefsten Schmerze Napoleon unschlüssig, unter der Hand Gottes, Anfangs im Elysée, sodann in Malmaison hatten sich zerarbeiten sehen, war unser alter Freund Sarranti, der in diesem Augenblicke seine beharrliche Ergebenheit für den Kaiser unter Schloß und Riegel büßt und vielleicht mit seinem Leben bezahlen wird.

Seit der Rückkehr von Napoleon hatte er nicht aufgehört, seinem ehemaligen General ehrerbietigst zu bemerken, mit einem Lande wie Frankreich sei nie etwas verloren: die Marschälle seien vergeßlich, die Minister seien undankbar, der Senat sei schändlich; doch das Volk, doch die Armee bleiben treu.

Man müsse Alles fern von sich werfen, wiederholte Herr Sarranti, und bei diesem großen Zweikampfe an das Volk und das Heer appelliren.

Am 29. Juni Morgens trat nun ein Ereigniß ein, das dem herben, unbeugsamen Rathgeber vollkommen Recht zu geben schien.

Gegen sechs Uhr Morgens wurden alle Geächteten von Malmaison, — diejenigen, welche dieses Schloß bewohnten, waren schon geächtet, — alle Geächteten von Malmaison wurden durch das wüthende Geschrei: „Es lebe Napoleon! Nieder mit den Bourbonen! Nieder mit den Verräthern!“ aufgeweckt.

Jeder fragte sich, was dieses Geschrei besagen wolle, das man nicht mehr gehört hatte seit dem

Tage, wo unter den Fenstern des Elysée zwei Regimenter Garde-Tirailleurs, Freiwillige aus den Arbeitern des Faubourg Saint-Antoine, im Garten defilirt hatten, — mit gewaltigem Geschrei verlangend, daß sich der Kaiser an ihre Spitze stelle und sie gegen den Feind führe.

Herr Sarranti allein schien mit dem, was vorging, vertraut zu sein. Er stand ganz angekleidet in dem Zimmer, das vor dem des Kaisers kam.

Ehe dieser nur gerufen hatte, um sich zu erkundigen, was für ein Lärm dies sei, trat er ein.

Seine ersten Blicke richteten sich auf das Bett: das Bett war leer. Der Kaiser war in der an das Zimmer anstoßenden Bibliothek; am Fenster sitzend, las er Montaigne.

Als er Tritte hörte, fragte er, ohne daß er sich umwandte:

„Was gibt es?"

„Sire," sagte eine ihm bekannte Stimme, „hören Sie?"

„Was?"

„Die Rufe: „„Es lebe der Kaiser! Nieder mit den Bourbonen! Nieder mit den Verräthern!""

Der Kaiser lächelte traurig.

„Nun und dann, mein lieber Herr Sarranti?" fragte er.

„Sire, es ist die Division Broyer, welche von der Vendée zurückkommt und vor den Gittern des Schlosses Halt gemacht hat."

„Hernach?" sprach der Kaiser mit demselben Tone, mit derselben Ruhe oder vielmehr mit derselben Gleichgültigkeit.

„Hernach, Sire? ... Dieſe Braven wollen nicht weiter gehen; ſie haben erklärt, man müſſe ihnen ihren Kaiſer zurückgeben, oder ſie werden, wenn ihre Chefs nicht ihre Dolmetſcher bei Ihnen ſein wollen, ſelbſt Eure Majeſtät holen und Sie an ihre Spitze ſtellen.“

„Hernach?“ fragte Napoleon.

Sarranti unterdrückte einen Seufzer; er kannte den Kaiſer: das war nicht Gleichgültigkeit, das war Entmuthigung.

„Sire,“ erwiederte Sarranti, „der General Broyer iſt da und bittet um Erlaubniß, eintreten zu dürfen, um Eurer Majeſtät den Wunſch Ihrer Soldaten zu Füßen zu legen.“

„Er trete ein!“ erwiederte der Kaiſer, während er aufſtand und ſein Buch offen auf das Fenſter legte wie ein Menſch, der eine Lecture, die ihn intereſſirt, nur unterbricht.

Der General Broyer trat ein.

„Sire,“ ſagte er, indem er ſich ehrfurchtsvoll vor Napoleon verbeugte, „meine Diviſion und ich, wir kommen, um uns Eurer Majeſtät zu Befehlen zu ſtellen.“

„Sie kommen zu ſpät, General!“

„Das iſt nicht unſere Schuld, Sire; in der Hoffnung, rechtzeitig anzukommen, um Paris zu vertheidigen, haben wir zehn, zwölf und ſogar fünfzehn Meilen im Tage gemacht.“

„General,“ ſprach Napoleon, „ich habe abgedankt.“

„Als Kaiſer, Sire: nicht als General.“

Ein Blitz zuckte in den Augen von Napoleon.

„Ich habe ihnen meinen Degen angeboten, und sie haben ihn ausgeschlagen," sagte er.

„Sie haben ihn ausgeschlagen . . . Wer dies, Sire? Entschuldigen Sie mich, wenn ich Eure Majestät frage."

„Lucian, mein Bruder."

„Sire, der Prinz Lucian, Ihr Bruder, hat nicht vergessen, daß er am 1. Brumaire Präsident des Rathes der Fünfhundert war."

„Sire," sprach beharrlich Herr Sarranti, „merken Sie wohl auf, die Stimme dieser zehntausend Mann, welche unter Ihren Fenstern stehen und rufen: „„Es lebe der Kaiser!"" das ist des Volkes Stimme, es ist die letzte Anstrengung Frankreichs; es ist mehr, es ist die letzte Gunst des Glückes . . . Sire, im Namen Frankreichs, im Namen Ihres Ruhmes . . ."

„Frankreich ist undankbar," murmelte Napoleon.

„Keine Blasphemie, Sire! eine Mutter ist nie undankbar."

„Mein Sohn ist in Wien!"

„Eure Majestät weiß den Weg dahin."

„Mein Ruhm ist gestorben auf den Ebenen von Waterloo."

„Sire, erinnern Sie sich dessen, was Sie in Italien im Jahre 1796 sagten: „„Die Republik ist wie die Sonne; ein Blinder oder ein Narr, der ihre Helle leugnen würde!""

„Sire, bedenken Sie, daß ich hier zehntausend Mann frischer, begeisterter Truppen habe, welche noch nicht gefochten," fügte der General Broyer bei.

Der Kaiser blieb einen Augenblick nachdenkend und sagte dann:

„Lassen Sie meinen Bruder Jerome rufen.“

Einen Augenblick nachher trat der Jüngste der Brüder des Kaisers ein, der Einzige, der ihm treu geblieben war, der, von der Liste der Souverains gestrichen, als Soldat gestritten hatte, — noch bleich von zwei Wunden, die er, die eine bei Quatre-Baas, die andere beim Pachthofe von Hougoumont erhalten, und von den Strapazen, die er, den Rückzug des Heeres unterstützend, ausgestanden.

Der Kaiser reichte ihm die Hand; dann sagte er ungestüm und ohne Eingang:

„Jerome, was hast Du in die Hände des Marschalls Soult übergeben?“

„Das erste, zweite und sechste Corps, Sire.“

„Reorganisirt?“

„Vollständig.“

„Wie viel Mann?“

„Achtunddreißig bis vierzig tausend Mann.“

„Und Sie sagen, General? . . .“ fuhr der Kaiser sich an Broyer wendend fort.

„Zehntausend Mann.“

„Und zweiundvierzigtausend in die Hände des Marschalls Grouchy: zweiundvierzigtausend Mann frische Truppen,“ fügte Jerome bei.

„Versucher!“ murmelte Napoleon.

„Sire! Sire!“ rief Sarranti, die Hände faltend, „Sie sind auf dem Wege Ihres Heiles. Vorwärts! vorwärts!“

„Es ist gut, ich danke Dir, Jerome; entferne Dich nicht, ich werde Deiner vielleicht bedürfen. —

General, erwarten Sie meine Befehle in Rueil. — Du, Sarranti, setze Dich an den Tisch und schreibe."

Der Exkönig und der General gingen, sich verbeugend, ab, Beide das Herz voller Hoffnung.

Herr Sarranti blieb allein beim Kaiser.

Er saß schon mit der Feder in der Hand und wartete.

„Schreib!" sagte Napoleon.

Sodann, zerstreut:

„An die Regierungscommission."

„Sire," rief Sarranti, indem er die Feder von sich warf, „an diese Leute schreibe ich nicht."

„Wie, Du schreibst nicht an diese Leute?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil alle diese Leute persönliche Feinde Eurer Majestät sind."

„Sie haben Alles von mir."

„Ein Grund mehr, Sire; es gibt Wohlthaten, welche so groß, daß man sie nur mit Undank lohnen kann."

„Schreib, sage ich Dir."

Herr Sarranti stand auf, verbeugte sich, und legte die Feder, die er wieder aufgehoben, auf den Tisch.

„Nun?" fragte der Kaiser.

„Sire, wir sind nicht mehr in den Zeiten, wo sich die Besiegten durch einen Sklaven tödten ließen; an die Regierungscommission schreiben heißt Sie so sicher tödten, als ob ich Ihnen ein Messer in die Brust stieße."

Sodann, da der Kaiser nicht antwortete, sagte Sarranti:

„Sire! Sire! man muß das Schwert ergreifen und nicht die Feder; man muß an die Nation appelliren, und nicht an Menschen, die, ich wiederhole es, Ihre Feinde sind: sie mögen erfahren, daß Sie die Feinde in dem Augenblicke schlagen, wo sie Eure Majestät auf der Straße nach Rochefort glauben werden."

Der Kaiser kannte seinen Landsmann, er wußte, nichts würde ihn sich beugen machen, nicht einmal ein Befehl von ihm.

„Es ist gut," sagte er, „schicken Sie mir den General Becker."

Sarranti ging ab: der General Becker trat ein.

„General," sprach Napoleon, „ich theile Ihnen mit, daß ich meine Abreise um einige Stunden verschoben habe, um Sie nach Paris zu schicken, wo Sie der Regierung neue Vorschläge vorlegen sollen."

„Neue Vorschläge, Sire?" fragte der General erstaunt.

„Ja," erwiederte der Kaiser, „ich verlange das Commando des Heeres im Namen von Napoleon II. wieder zu übernehmen."

„Sire, darf ich Ihnen ehrerbietigst bemerken, daß eine solche Botschaft besser von einem Offizier des kaiserlichen Hauses vollzogen würde, als von einem Mitgliede der Kammer und einem Commissär der Regierung, dessen Instructionen sich auf die Begleitung Eurer Majestät beschränken."

„General," erwiederte der Kaiser, „ich hege alles Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit, und darum beauf-

trage ich Sie mit dieſer Sendung, im Vorzuge vor jedem Andern."

„Sire, da meine Ergebenheit Eurer Majeſtät nützlich ſein kann," antwortete der General, „ſo zögere ich nicht, ihr zu gehorchen; doch ich wünſchte geſchriebene Inſtructionen zu haben."

„Setzen Sie ſich hierher, General, und ſchreiben Sie."

Der Kaiſer dictirte und der General Becker ſchrieb:

An die Regierungscommiſſion.

„Meine Herren.

„Die Lage Frankreichs, die Wünſche der Patrioten und endlich der Ruf der Soldaten fordern meine Gegenwart, um Frankreich zu retten. Nicht mehr als Kaiſer verlange ich das Commando, ſondern als General.

„Achtzigtauſend Mann ſammeln ſich unter Paris: das ſind dreißigtauſend mehr, als ich je unter der Hand gehabt habe beim Feldzuge von 1814, und dennoch habe ich damals gegen die drei großen Heere von Rußland, Oeſterreich und Preußen geſtritten, und Frankreich wäre ſiegreich aus dem Kampfe hervorgegangen ohne die Capitulation von Paris; es ſind endlich fünfundvierzigtauſend Mann mehr, als ich hatte, da ich die Alpen überſtieg und Italien eroberte.

„Ich verpfände mein Soldatenwort, daß ich, nachdem ich den Feind zurückgeſchlagen, mich nach den Vereinigten Staaten begebe, um mein Geſchick in Erfüllung gehen zu laſſen.

„Napoleon."

Der General Becker verſuchte nicht die geringſte Bemerkung mehr; als Soldat ſah er ein, daß Alles dies möglich war.

Er ging ab.

Napoleon wartete mit Bangigkeit; es war vielleicht das erſte Mal, daß ſeine Geſichtsmuskeln die Erregung ſeiner Seele verriethen.

Mit der Thätigkeit ſeines ungeheuren Genies hatte er Alles wieder hergeſtellt, Alles wieder aufgebaut; er dictirte einen, wenn nicht ruhmwürdigen, doch wenigſtens ehrenhaften Frieden; er verließ Frankreich nicht als Flüchtling, ſondern als ein Retter.

Zwei Stunden lang liebkoſte er dieſen ſtrahlenden Traum.

Sein Auge leuchtete in die Allee, durch welche der General zurückkommen mußte; ſein Ohr horchte auf jedes Geräuſch. Von Zeit zu Zeit verweilte ſein Blick mit Wohlgefallen auf ſeinem Degen, der quer auf den Armen eines Lehnſtuhles lag: er begriff endlich, daß dies ſein wahres Scepter war.

Alles ließ ſich alſo noch gut machen, die Ankunft von Blücher, die Abweſenheit von Grouchy! der große Traum von 1814 von einer Schlacht, welche unter den Mauern von Paris die feindliche Armee vernichten werde, dieſer große Traum konnte ſich verwirklichen. Ohne Zweifel würden es dieſe Männer, an die er ſich wandte, verſtehen wie er; wie er würden ſie in eine Seite der Wagſchale die Ehre Frankreichs, in die andere ſeine Erniedrigung werfen, und ſie würden nicht zögern.

Etwas wie ein Blitz zuckte vor den Augen des

geblendeten Kaisers hin: das war der Reflex der Sonne in den Scheiben eines Wagens.

Der Wagen hielt an; ein Mann stieg aus: es war der General Becker.

Napoleon strich mit einer Hand über seine Stirne, drückte die andere auf seine Brust. Mußte er nicht wieder von Marmor werden?

Der General trat ein.

„Nun?" fragte lebhaft der Kaiser.

Der General Becker verbeugte sich, ohne zu antworten und überreichte ihm ein Papier.

„Nun?" wiederholte der Kaiser, der das Papier mit einer maschinenmäßigen Miene nahm.

„Sire," erwiederte der General Becker, „indem ich mich Eurer Majestät mit der Betrübniß nähere, die sie auf meinem Gesichte lesen kann, glaube ich ihr genug fühlbar zu machen, daß mir meine Mission nicht geglückt ist."

Der Kaiser entfaltete langsam das Papier und las:

„Die provisorische Regierung kann die Vorschläge nicht annehmen, die ihr der General Bonaparte macht, und hat ihm nur noch einen Rath zu geben: den, ohne Verzug abzureisen, in Betracht, daß die Preußen gegen Versailles marschiren.

„Herzog von Otranto."

Der Kaiser las diese Zeilen, ohne daß eine einzige Fiber seines Gesichtes die Erregung seines Innern verrieth; dann sprach er mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Geben Sie Befehle für dieſe Abreiſe, General, und wenn ſie vollzogen ſind, melden Sie es mir.“

An demſelben Tage, und als es fünf Uhr Nachmittags ſchlug, verließ der Kaiſer Malmaiſon.

Am Fußtritte ſeines Wagens fand er Sarranti wieder, der ihm als Stütze den Arm bot, welcher ſich einbog.

„Ah!“ fragte Napoleon, indem er die Hand auf dieſen Arm legte, „hat man den General Brayer benachrichtigt, er könnte ſeinen Marſch nach Paris fortſetzen?“

„Nein, Sire,“ erwiederte Sarranti, „und es iſt noch Zeit . . .“

Napoleon ſchüttelte den Kopf.

„Ah! Sire,“ murmelte der Corſe, „Sie haben kein Vertrauen mehr zu Frankreich.“

„Doch,“ erwiederte Napoleon, „aber ich habe kein Vertrauen mehr zu meinem Genie.“

Und er ſtieg in den Wagen, deſſen Schlag ſich hinter ihm ſchloß.

Die Pferde gingen im Galopp ab.

Es handelte ſich darum, in Verſailles vor den Preußen anzukommen.

XLI.

Rochefort.

Am 3. Juli, an demſelben Tage, wo der Feind in Paris einzog, traf der Kaiſer in Rochefort ein.

Auf der ganzen Reiſe war Napoleon traurig,

aber ruhig. Er sprach wenig; die paar Worte, die ihm entschlüpften, bezeichneten die Richtung seines Gedankens: wie die Magnetnadel beharrlich den Norden sucht, so wandte sich dieser Gedanke hartnäckig immer Frankreich zu; doch von seiner Frau, von seinem Sohne kein Wort.

Nur, da er von Zeit zu Zeit eine Prise aus der Tabaksdose des Generals Becker nahm, bemerkte er, daß diese Dose mit dem Porträt von Marie Louise geschmückt war, er glaubte sich zu täuschen und bückte sich.

Der General begriff, und reichte die Dose dem Kaiser.

Dieser nahm sie, schaute sie einen Augenblick an, und gab sie zurück, ohne ein Wort vernehmen zu lassen.

Napoleon stieg in der Marinepräfectur ab.

Eine letzte Hoffnung, — wir sagen mehr, — eine letzte Ueberzeugung blieb ihm: er werde von der provisorischen Regierung zurückgerufen werden.

Einige Stunden, nachdem er sein Quartier in der Marinepräfectur genommen hatte, kam ein Courier an und brachte einen Brief von der Regierungs-Commission; er war an den General Becker adressirt.

Der Kaiser warf einen raschen Blick auf das Siegel, erkannte es und schien mit Ungeduld darauf zu warten, daß der General diesen Brief öffne. Der General begriff die Ungeduld des Kaisers und öffnete ihn.

Mittlerweile wechselte Napoleon einen Blick mit Herrn Sarranti, der den Courier eingeführt hatte.

Im Blicke des Corsen standen sichtbar die Worte

geschrieben: „Ich muß Sie nothwendig sprechen;“ doch der Geist Napoleons war anderswo. Obgleich er im Blicke seines Landsmannes gelesen hatte, wandte sich doch sein Geist der Depesche zu.

Der General hatte schon Zeit gehabt, ihn zu lesen, und da er das Verlangen des Kaisers, ihn ebenfalls zu lesen wahrnahm, so reichte er ihm denselben stillschweigend.

Man wird beurtheilen, ob er geeignet war, die Hoffnungen von demjenigen zu bestätigen, der, schon geächtet, Gefangener sein sollte.

Es folgt hier der Text dieser Depesche.

„Herr General Becker!

„Die Regierungscommission hat Ihnen Instructionen in Betreff der Abreise aus Frankreich von Napoleon Bonaparte gegeben.

„Ich zweifle nicht an Ihrem Eifer, den Erfolg Ihres Auftrags zu sichern; in der Absicht, Sie dabei, so viel als von mir abhängt, zu erleichtern, befehle ich den in la Rochelle und Rochefort commandirenden Generalen, Ihnen bewaffneten Beistand zu gewähren und mit ihren Mitteln die Maßregeln zu unterstützen, die Sie zu Vollführung der Befehle der Regierung zu ergreifen für geeignet erachten werden.

„Empfangen Sie u. s. w.

„Für den Kriegsminister.

„Der Staatsrath Generalsecretär.

„Baron Marchand.“

Also, falls Napoleon zögern sollte, dem Befehle, der ihn aus Frankreich jagte, zu gehorchen, hatte

der General Becker fortan das Mittel, ihn beim Kragen zu packen, und ihn mit Gewalt gehen zu machen.

Napoleon ließ seinen Kopf auf seine Brust sinken.

Es vergingen einige Minuten; er schien in eine tiefe Träumerei versunken.

Als er das Haupt wieder erhob, war der General Becker weggegangen, um der Commission zu antworten. Nur Sarranti stand vor ihm.

„Nun, was willst Du noch von mir?" fragte ihn der Kaiser mit einer Bewegung der Ungeduld.

„In Malmaison wollte ich Frankreich retten, Sire; hier will ich Sie retten."

Der Kaiser zuckte die Achseln; er schien völlig unter seinem Geschicke gebeugt zu sein: dieser letzte Brief hatte seine letzten Hoffnungen gebrochen.

„Mich retten?" erwiederte er. „Wir werden hievon in den Vereinigten Staaten sprechen."

„Ja, doch da Sie nie nach den Vereinigten Staaten kommen werden, Sire, so lassen Sie uns hier davon sprechen, wenn Sie rechtzeitig sprechen wollen."

„Wie, ich werde nie nach den Vereinigten Staaten kommen? Was wird mich davon abhalten?"

„Das englische Geschwader, das in zwei Stunden den Hafen von Rochefort blockiren wird."

„Wer hat Dir diese Nachricht gegeben?"

„Der Capitän einer Brigg, der so eben in Rhede zurückgekehrt ist."

„Kann ich diesen Capitän sprechen?"

„Er wartet, daß ihm Eure Majestät die Ehre erweise, ihn zu empfangen."

„Und wo wartet er?"

„Dort, Sire," erwiederte Sarranti.

Und er deutete auf die Thüre seines Zimmers.

„Er trete ein," sprach der Kaiser.

„Wünscht Eure Majestät nicht zuvor lange und ruhig mit ihm zu reden?"

„Bin ich nicht schon Gefangener?" fragte Napoleon mit Bitterkeit.

„Nach der Nachricht, die Ihnen mitgetheilt worden ist, wird es Niemand erstaunlich finden, daß Eure Majestät sich eingeschlossen hat."

„Schiebe den Riegel vor und laß Deinen Capitän eintreten."

Sarranti gehorchte.

Sobald die Thüre mit dem Riegel geschlossen, führte er denjenigen ein, dessen Besuch er gemeldet hatte.

Es war ein Mann von sechsundvierzig bis achtundvierzig Jahren, als einfacher Seemann gekleidet, er trug keine der Insignien des Grades, unter welchem er angekündigt worden war.

„Nun," fragte der Kaiser Sarranti, der sich wegzugehen anschickte, „wo ist denn Dein Capitän?"

„Ich bin es, Sire," antwortete derjenige, welcher so eben eingetreten war.

„Warum tragen Sie nicht die Uniform der Marineoffiziere?"

„Weil ich kein Offizier von der Marine bin, Sire."

„Was sind Sie denn?"

„Ich bin ein Corsar."

Napoleon warf auf diesen Mann einen Blick, der nicht von einer gewissen Verachtung frei war; als er aber auf sein Gesicht kam, verweilte dieser Blick glänzend und starr darauf.

„Ah! ah!“ sagte er, „es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie sehe.“

„Nein, Sire, das dritte Mal.“

„Das erste Mal . . .?“

Der Kaiser suchte einen Augenblick in seinem Gedächtniß.

„Das erste Mal . . .“ erwiederte der Seemann, um das abnehmende Gedächtniß des großen Mannes zu unterstützen.

„Nein, lassen Sie mich suchen,“ unterbrach Napoleon; „Sie gehören zu meinen guten Erinnerungen, und ich liebe es, mich mit meinen alten Freunden zusammenzufinden. Das erste Mal, als ich Sie sah, war es im Jahre 1800; ich wollte Sie zum Schiffs-Capitän machen, Sie schlugen es aus!“

„Das ist wahr, Sire, ich habe immer meine Freiheit Allem vorgezogen.“

„Das zweite Mal war es bei meiner Rückkehr von der Insel Elba; ich hatte einen Aufruf an den Patriotismus Frankreichs ergehen lassen: Sie kamen und boten mir drei Millionen an, ich nahm sie an.“

„Das heißt, gegen Geld, von dem ich nicht wußte, was ich damit thun sollte, gaben Sie mir Canal-Actien und Anweisungen auf Holzschläge.“

„Nun sehe ich Sie zum dritten Male wieder, und, wie immer, in einem äußersten Augenblicke. Was wollen Sie diesmal von mir, Capitän Pierre Herbel.“

Der Capitän bebte vor Freude; der Kaiser erinnerte sich aller Umstände, erinnerte sich sogar seines Namens.

„Was ich will? Ich will es versuchen, Sie zu retten.“

„Vor Allem sagen Sie mir, welche Gefahr mich bedroht.“

„Die, von den Engländern gefangen genommen zu werden.“

„Was mir Sarranti sagte, ist also wahr? der Hafen von Rochefort ist blockirt?“

„Noch nicht, Sire; doch in einer Stunde wird er es sein.“

Der Kaiser blieb einen Moment nachdenkend.

„Jeden Augenblick erwarte ich Geleitsbriefe,“ sagte er.

Herbel schüttelte den Kopf.

„Sie glauben nicht, daß ich sie bekomme?“

„Nein, Sire.“

„Was ist denn, nach Ihrer Meinung, die Absicht der verbündeten Souverains.“

„Die, Sie zum Gefangenen zu machen, Sire.“

„Ich habe sie aber auch in meiner Hand gehalten, und ich habe sie wieder freigelassen und ihnen ihre Throne zurückgegeben.“

„Sie haben vielleicht Unrecht gehabt, Sire.“

„Und kommen Sie nur, um mich von der Gefahr zu unterrichten?“

„Ich komme, um mein Leben zur Verfügung Eurer Majestät zu stellen, wenn ihr mein Leben nützen kann.“

Der Kaiser schaute diesen Mann an, der sich mit so viel Einfachheit ausdrückte, daß man nicht bezweifeln konnte, er sei bereit zu thun, was er versprach.

„Ich hielt Sie für einen Republikaner," sagte Napoleon.

„Ich bin es in der That, Sire."

„Warum sehen Sie denn nicht in mir einen Feind?"

„Weil ich vor Allem Patriot bin. Ah! ja, ich bedaure, und zwar aus tiefstem Herzen, daß Sie nicht, wie Washington, der Nation das Depot ihrer Freiheiten unversehrt zurückgegeben; haben Sie aber Frankreich nicht frei gemacht, so haben Sie es wenigstens groß gemacht, darum sage ich Ihnen: „„Glücklich und auf dem Gipfel des Ruhmes hätten Sie mich nicht wiedergesehen, Sire.""

„Ja, und nun, da ich unglücklich bin, und den Gipfel des Mißgeschickes erreicht habe, kommen Sie, nachdem Sie mir Ihr Vermögen angeboten, um mir Ihr Leben anzubieten. Geben Sie mir die Hand, Capitän Herbel; ich habe Ihnen nur noch meinen Dank für Ihre Ergebenheit auszusprechen."

„Nehmen Sie dieselbe an, Sire?"

„Ja; doch was wollen Sie mir anbieten?"

„Drei Dinge, Sire. Wollen Sie nach Paris marschiren? Das Vendée-Heer unter den Befehlen des Generals Lamarque, die Gironde-Armee unter den Befehlen des Generals Clausel sind zu Ihrer Verfügung. Nichts kann leichter sein, als die provisorische Regierung als Verräther zu decretiren und gegen sie an der Spitze von fünfundzwanzig tausend Soldaten und hunderttausend fanatisirten Bauern zu marschiren."

„Das wäre eine zweite Rückkehr von der Insel Elba, und ich will nicht wieder anfangen. Und dann

bin ich müde, mein Herr; und wünsche auszuruhen und zu sehen, was, wenn ich nicht mehr da bin, die Welt an meinen Platz stellen wird. Gehen wir zu dem zweiten über, was Sie mir angeboten haben."

„Sire, ein Mann, für den ich stehe, wie für mich selbst, Pierre Berthaud, mein Second, hat eine Corvette an der Mündung der Seudre; Sie steigen zu Pferde, Sie reiten durch die Salzsümpfe, Sie werfen sich in eine Feluke, Sie fahren durch die Passe de Maumasson hinaus, Sie vermeiden die Engländer, und Sie treffen in See mit dem amerikanischen Schiffe der Adler zusammen. Sie sehen, der Name ist ein gutes Vorzeichen."

„Das heißt fliehen, mein Herr, fliehen wie ein Schuldiger, der entweicht, und nicht aus Frankreich weggehen wie ein Kaiser, der vom Throne steigt!... Ihr drittes Mittel?"

„Das dritte ist das gewagteste, doch ich stehe dafür."

„Lassen Sie hören."

„Zwei französische Fregatten, der Saul und die Méduſa, welche unter der Protection der Batterien der Insel Aix vor Anker liegen, sind von der französischen Regierung Eurer Majestät zur Verfügung gestellt?"

„Ja, doch wenn der Hafen blockirt ist?"

„Wollen Sie, Sire... Ich kenne die zwei Commandanten dieser zwei Fregatten, zwei der bravsten Offiziere: der Capitän Philibert und der Capitän Bonet."

„Nun?"

„Wählen Sie dasjenige von den beiden Schiffen,

das Sie besteigen wollen. Die Meduſa, zum Beiſpiel, iſt die beſte Schnellſeglerin. Die Blockade beſteht aus zwei Schiffen, dem Bellerophon von vierundſechzig, und dem Superbe, von achtzig Kanonen. Ich werde mich an den Bellerophon mit meiner Brigg anhängen; der Capitän Philibert wird ſich an den Superbe mit dem Saul anhängen; ſie brauchen wohl eine Stunde, bis ſie uns in den Grund gebohrt haben! Während dieſer Zeit paſſiren Sie mit der Meduſa, und diesmal nicht wie ein Flüchtling, ſondern wie ein Sieger unter einem Triumphbogen von Flammen."

„Und ich werde mir den Verluſt von zwei Schiffen und zwei Equipagen zum Vorwurfe zu machen haben, mein Herr! Nie!"

Der Capitän Herbel ſchaute Napoleon mit Erſtaunen an.

„Und die Bereſina, Sire! und Leipzig, Sire! und Waterloo, Sire!"

„Das war für Frankreich; und für Frankreich hatte ich das Recht, das Blut der Franzoſen zu vergießen. Diesmal wäre es für mich, und zwar für mich allein."

Napoleon ſchüttelte den Kopf.

Alsdann wiederholte er noch feſter als das erſte Mal das Wort:

„Nie!"

Am 13. Mai ſchrieb er an den Prinz-Regenten den bekannten Brief, der ſo unſelig geſchichtlich geworden iſt:

„Königliche Hoheit!

„Den Factionen, welche mein Land theilen, und der Feindschaft der Großmächte Europas preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn vollbracht, und ich will mich, wie Themistokles, an den Herd des britischen Volkes setzen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, welche ich von Eurer Hoheit reclamire, als den des mächtigsten, des beharrlichsten und des edelmüthigsten von meinen Feinden.

„Napoleon."

Am anderen Tage, den 15. Juli, begab sich Napoleon an Bord des Bellerophon.

Am 15. October landete er in St. Helena.

Als er den Fuß auf die verfluchte Insel setzte, stützte er sich auf den Arm von Herrn Sarranti, und er flüsterte ihm ins Ohr:

„Oh! daß ich den Vorschlag des Capitäns Herbel nicht angenommen habe!"

XLII.

Die Vision.

Der Rest der Geschichte des Capitäns Herbel ist leicht zu begreifen und kurz zu erzählen.

Wie Alles, was an der Rückkehr von 1815 Theil genommen hatte, wurde Pierre Herbel verfolgt.

Erschoß man ihn nicht wie Ney und Labedoyère, so war dies so, weil er den Bourbonen keinen Eid

geleiſtet hatte, und weil man wahrhaftig nicht gewußt hätte, worauf man den Proceß hätte gründen ſollen. Doch die Canalactien, die ihm der Kaiſer gegen ſein baares Geld gegeben, verloren ihren ganzen Werth; die Anweiſungen auf Holzſchläge wurden nicht anerkannt; die Schöne Thereſe wurde als Schmugglerſchiff in Beſchlag genommen und confiscirt; der Banquier endlich, bei dem der Reſt vom Vermögen des Capitäns war, fand ſich, da er ſich durch die politiſchen Ereigniſſe zu Grunde gerichtet ſah, genöthigt, ſeine Bilanz niederzulegen, und gab zehn Procent.

Von ſeinem ganzen ungeheuren Vermögen vermochte Pierre Herbel nur etwa fünfzigtauſend Franken und einen kleinen Pachthof zu retten.

Pierre Berthaud war glücklicher oder vielmehr geſchickter geweſen als er: von der Reaction von 1814 unterrichtet, hatte er die von 1815 nicht erwarten wollen; er ging mit ſeiner Corvette, auf der er zuſammengebracht hatte, was er beſaß, fort.

Was war aber aus ihm und ſeiner Mannſchaft geworden? Niemand wußte es, und man erfuhr nichts von ihm. Man nahm an, das Schiff ſei bei einem Sturme mit Mann und Maus untergegangen, und da am Ende, wenn ſich dies ſo zugetragen, Pierre Berthaud den Tod eines Seemanns geſtorben war, ſo hatte Thereſe für ihn gebetet, Pierre Herbel Meſſen für ihn leſen laſſen, und der Eine und der Andere von ihm hatte zu ſeinem Täufling als von einem Goldherzen, und von einem zweiten Vater für ihn, wenn er je wiederkäme, geſprochen, dann hatten, wie der einen Augenblick durch den Gießbach, der

ſich darein wirft, oder durch die Lawine, die darein fällt, beunruhigte Fluß, die Dinge des Lebens wieder ihren Lauf genommen, und nach drei Jahren, wenn man von Pierre Berthaud ſprach, ſagte Herbel mit einem Seufzer: „Armer Pierre!“ Thereſe wiſchte eine Thräne ab und murmelte ein Gebet, und das Kind fragte: „Das war mein Pathe, nicht wahr, Papa? Ich liebe meinen Pathen ſehr!“

Und Alles war abgethan.

Ueberdies hatte Pierre Herbel als Philoſoph ſeinen perſönlichen Ruin ertragen. Auf die Quote des väterlichen Vermögens beſchränkt, hätte er nicht mehr gehabt, als er hatte, wenn er eben ſo viel gehabt hätte.

Bei der Rückkehr ſeines Bruders nach Frankreich machte er dieſem den Vorſchlag, ſeinen Pachthof zu verkaufen und den Reſt ſeines Vermögens mit ihm zu theilen.

Der General Herbel ſchlug es aus, indem er ſeinen Bruder als Piraten behandelte. Sodann bekam er ſeinerſeits einen ungeheuren Antheil an der den Emigranten bewilligten Entſchädigungsmilliarde, bot Pierre keine Theilung mit ihm an, — Pierre würde das nicht getheilt haben, ſelbſt wenn er es ihm angeboten hätte, — und jeder Bruder fuhr fort, den andern auf ſeine Weiſe zu lieben, das heißt der Capitän von ganzem Herzen, der General mit einem Theile ſeines Geiſtes.

Was den Knaben betrifft, ſo weiß man ſchon ungefähr, wie er erzogen wurde.

Er wuchs heran.

Man ſchickte ihn nach Paris; er wurde in einem

der besten Colléges der Hauptstadt untergebracht. Der Vater und die Mutter, welche alle Tage von ihrem kleinen Vermögen nahmen, um den Sohn zu erziehen, verließen St. Malo aus Sparsamkeit und lebten auf ihrem Pachthofe mit zwölf bis vierzehnhundert Franken Einkommen: die Erziehung von Petrus verschlang das Uebrige.

Im Jahre 1820 eröffnete der Capitän Herbel, — der damals erst fünfzig Jahre alt war und vor Langeweile, das Gras um seinen Pachthof wachsen zu sehen, starb, — der Capitän Herbel eröffnete eines Tags seiner Frau, ein Rheder von Havre habe ihm Vorschläge in Betreff einer Reise nach West-Indien gemacht.

Er war entschlossen abzugehen und an dem Unternehmen Theil zu nehmen, um es zu versuchen, das Vermögen von Pierre zu verdoppeln.

Der Antheil, den der Capitän nahm, betrug dreißigtausend Franken.

Doch die Tage des Glückes waren vorüber! Von einem ungeheuren Sturme im Golf von Mexico überfallen, wurde sein Dreimaster auf die Alacranas geworfen, — Felsbänke, welche noch viel erschrecklicher als die Scylla des Alterthums, — das Schiff versank, der Capitän und die besten Schwimmer der Mannschaft erreichten die Korallenspitzen, welche aus dem Wasser hervorragten, klammerten sich daran an und wurden nach Verlauf von drei Tagen, sterbend vor Hunger und gelähmt vor Müdigkeit, von einem spanischen Schiffe aufgenommen.

Herbel hatte nur noch nach Hause zurückzukehren; der spanische Capitän, der nach der Havannah segelte,

brachte ihn auch nach diesem Hafen, wo er ihn an Bord eines zur Rückkehr nach Frankreich segelfertigen Schiffes gab.

Unser alter Corsar kam in der That zurück, jedoch so traurig, den Kopf so gebeugt, daß Niemand glauben konnte, der Schiffbruch seines Dreimasters schlage dergestalt einen Mann danieder, der alle Wechselfälle des Glücks und des Unglücks erschöpft hatte.

Nein, das war es nicht, und was es war, das wagte er nicht zu sagen.

Während der letzten Nacht, die er an diesen Felsen angeklammert, die Kräfte gelähmt, den Magen leer, den Kopf verwirrt durch das gräßliche Tosen der See, die sich um ihn her an den Riffen brach, zubrachte, hatte Herbel das, was ein ungläubiger Geist das Delirium, ein gläubiger Geist eine Vision genannt haben würde.

Gegen Mitternacht, — der Capitän wußte besser als irgend Jemand auf der großen Uhr zu lesen, die man den Himmel nennt, — gegen Mitternacht verschleierte sich der Mond, und die Atmosphäre war folglich verdunkelt; da schien es dem alten Seemanne, es ziehe ein Geräusch über seinem Haupte hin, wie ein Schlagen von Flügeln, und eine Stimme sagte zu den Wellen:

„Besänftigt Euch!“

Das war die Stimme der Meergeister.

Sodann, wie man in der Phantasmagorie von fern eine Gestalt sieht, welche, Anfangs unmerkbar, immer größer wird, bis sie ihren natürlichen Wuchs erreicht, sah der Capitän auf den Wellen hingleitend

die verschleierte Gestalt einer Frau auf sich zukommen, welche vor ihm stehen blieb. Ein Schauer durchlief seinen ganzen Körper: in dieser Frau, ganz verschleiert, wie sie war, erkannte der Capitän vollkommen Therese.

Ueberdies, wäre ihm der geringste Zweifel geblieben, dieser Zweifel würde bald verschwunden sein.

Als die Frau zu ihm gelangt war, hob sie den Schleier auf.

Der Capitän stieß einen Schrei aus und wollte den Schatten anreden; doch dieser legte seine Fingerspitzen auf seine bleichen Lippen, als wollte er ihm Stillschweigen gebieten, und murmelte mit einer so schwachen Stimme, daß der Capitän begriff, das sei nicht die Stimme eines lebenden Wesens:

„Komm, geschwinde, Pierre! ich erwarte Dich, um zu sterben!“

Hernach, als hätte die Gestalt, nachdem sie gesprochen, plötzlich die magische Gewalt, die sie über dem Wasser hielt, verloren, sank sie langsam nieder, wobei sie das Wasser zuerst bis an den Knöcheln, dann bis an den Knieen, dann bis am Gürtel, dann bis am Halse hatte; dann endlich sank der Kopf wie das Uebrige unter, und die Vision verschwand . . . Die geebneten Wellen erhoben sich aufs Neue, ein durchdringender Regen fiel auf den vereisten Leib des Capitäns, und Alles kehrte in die gewöhnliche Dunkelheit zurück.

Herbel befragte seine Gefährten, doch seine Gefährten, die ganz nur mit ihren Leiden und Gefahren beschäftigt waren, hatten nichts von dem, was vorgefallen, gesehen, — oder vielmehr das, was sich

zugetragen, hatte sich für den Capitän allein zugetragen.

Uebrigens hätte man glauben sollen, diese Erscheinung habe ihm alle seine Kräfte wiedergegeben. Es schien ihm, er könne nicht sterben, bevor er Therese wiedergesehen, da Therese seiner harrte, um selbst zu sterben.

Wir haben gesagt, am andern Tage seien die Schiffbrüchigen von einem spanischen Schiffe entdeckt und von diesem aufgenommen worden; wir haben aber auch gesagt, wie sehr, so wie sie sich Frankreich näherten, die Vision, nicht in den Augen, sondern in der Erinnerung des Capitäns, deutlicher, klarer, reeller geworden sei.

Er landete endlich in St. Malo, von wo er seit achtundzwanzig Monaten abwesend war.

Die erste befreundete Gestalt, die er im Hafen traf, wandte sich von ihm ab.

Er lief auf denjenigen, welcher ihn fliehen zu wollen schien, zu.

„Therese ist also sehr krank?" fragte ihn der Capitän.

„Ah!" erwiederte der Angeredete, sich umwendend, „Sie wissen das?"

„Ja," antwortete Herbel; „doch sie ist also sehr krank?"

„Hören Sie, Sie sind ein Mann, nicht wahr?"

Der Capitän erbleichte.

„Nun wohl, gestern sagte man, sie sei todt."

„Das ist unmöglich!" rief Herbel.

„Wie! unmöglich?" fragte derjenige, welcher ihm diese Auskunft gab.

„Ja, sie hat mir gesagt, sie werde auf mich warten, um zu sterben.“

Derjenige, welcher mit dem Capitän gesprochen hatte, glaubte, er sei ein Narr geworden; doch er hatte nicht Zeit, ihn über dieses neue Unglück zu befragen, denn Pierre, als er einen andern von seinen Freunden erblickte, welcher nach der Promenade reitend vorüberkam, lief auf ihn zu und bat ihn, ihm sein Pferd zu leihen, was dieser sogleich that, erschrocken über seine Bläſſe und seine verstörten Gesichtszüge; wonach sich der Capitän in den Sattel schwang, im Galopp wegritt und nach fünf Minuten die Thüre des Schlafzimmers seiner Frau öffnete.

Die arme Thereſe saß in ihrem Bette und schien zu warten. Petrus stand keuchend bei ihrem Kopfkiſſen. Seit einer Stunde glaubte er, seine Mutter delirire: das Auge starr, hatte sie beſtändig nach der Seite von St. Malo geschaut, und nach und nach gesagt:

„Nun landet Dein Vater ... nun erkundigt sich Dein Vater nach uns ... nun steigt Dein Vater zu Pferde ... nun kommt Dein Vater an.“

Und in der That, als die Sterbende diese Worte sprach, hörte man den Galopp eines Pferdes, die Thüre öffnete sich, der Capitän erschien.

Diese zwei so zärtlich verbundenen Herzen, diese zwei Leiber, welche selbst der Tod zu trennen zögerte, hatten sich nichts zu sagen, sie hatten nur in einer letzten Umarmung in einander zu verschmelzen.

Die Umarmung war lang und schmerzlich, und als der Capitän seine Arme löste, war Thereſe todt.

Das Kind nahm im väterlichen Herzen den Platz seiner Mutter ein.

Dann forderte das Grab den Leichnam, Paris forderte den Knaben, und der Capitän blieb allein.

Von diesem Augenblicke an lebte Pierre Herbel traurig und einsam auf seinem Pachthofe, mit den Erinnerungen an seine Vergangenheit des Ruhms, der Abenteuer, der Leiden und des Glückes.

Von dieser ganzen Vergangenheit blieb ihm nur Petrus; Petrus konnte auch verlangen, was er wollte, auf der Stelle erhielt Petrus, was er verlangt hatte.

Petrus, ein verzogenes Kind in der vollen Bedeutung des Wortes; Petrus, in dem zugleich, für den Capitän Herbel, der Sohn und die Mutter lebten, Petrus hatte sich nie regelmäßig die Rechnung von seinem kleinen Vermögen gemacht.

Drei Jahre lang hatte er übrigens nichts von seinem Vater zu verlangen gehabt; einen Namen unterstützend, der ans Licht zu treten anfing, hatte die Arbeit reichlich alle seine Bedürfnisse bestritten.

Plötzlich aber hatte sich der Horizont des jungen Mannes um seine ganze Liebe für die schöne und aristokratische Regina vergrößert; seine Bedürfnisse hatten sich verdoppelt, verdreifacht; ganz im Gegentheile und im umgekehrten Verhältnisse hatte die Arbeit abgenommen.

Vor Allem hatte Petrus sich geschämt, Lectionen zu geben, und er hatte darauf verzichtet; sodann hatte es ihm demüthigend geschienen, seine Gemälde an den Fenstern der Bilderhändler auszustellen; die Liebhaber könnten wohl zu ihm kommen, die Bilderhändler könnten sich wohl bemühen.

Statt daß diese Einnahmen gemacht wurden, waren die Ausgaben furchtbar geworden.

Man hat ein Muster von der Art gesehen, wie Petrus lebte, mit Wagen, Pferden, Livreebedienten, seltenen Blumen, Volière, Atelier voll von Meubles von Flandern, chinesischen Potichen, böhmischem Glaswerk.

Petrus hatte die Quelle nicht vergessen, aus der er früher schöpfte, und er war dahin zurückgekehrt. Die Quelle war reich: es war das Herz eines Vaters.

Dreimal seit sechs Monaten hatte Petrus wachsende Summen verlangt: zweitausend Franken das erste Mal, fünftausend das zweite Mal, zehntausend das dritte Mal. Er hatte immer erhalten, was er verlangt.

Den Gewissensbiß im Herzen, die Schamröthe auf der Stirne, aber besiegt von der unwiderstehlichen Liebe, die ihn unter sich bog, hatte er sich endlich ein viertes Mal an seinen Vater gewandt.

Diesmal hatte die Antwort ein wenig auf sich warten lassen; dies kam davon her, daß, nachdem er an den General Herbel den Brief geschrieben, der die Scene motivirt hatte, von welcher wir Rechenschaft zu geben versucht haben, der Capitän die Antwort selbst brachte.

Man erinnert sich der Lection, die der General seinem Neffen in dem Augenblicke gegeben hatte, wo der Capitän Herbel die Thüre eintrat, nachdem er den Bedienten die Treppe hinabgeworfen hatte.

In diesem Momente nehmen wir unsere Erzählung wieder auf, nach einer Unterbrechung, deren

Länge nichts zur Entschuldigung hat, als den Wunsch, den wir hegten, dem Leser eine Idee von diesem würdigen, vortrefflichen Manne zu geben, der uns unter einem andern Anblicke als seinem wahren erschienen wäre, hätten wir ihn nur beleuchtet gelassen durch das Licht der Substantive, die der General seinem Namen beifügte, und der Epithete, mit welcher diese Substantive zu verschönern er nie versäumte.

Aber so weitschweifig wir auch gewesen sind, so bemerken wir doch Eines: daß, während wir das moralische Portrait des Capitäns Pierre Herbel gezeichnet haben, sein physisches Portrait völlig von uns vernachlässigt worden ist.

Beeilen wir uns, dieses Vergessen wieder gut zu machen.

XLIII.

Der Sansculotte.

Der Capitän Pierre Herbel, genannt der Sansculotte, war damals siebenundfünfzig Jahr alt.

Es war ein Mann von kleinem Wuchse, mit breiten Schultern, eisernen Armen, mit viereckigem Kopfe, dicht besetzt mit straubigen, krausen Haaren, von einem einst rothen, zu dieser Stunde ergrauenden Blond; ein bretanischer Hercules mit einem Worte.

Seine Augenbrauen, von einer dunkleren Farbe als seine Haupthaare, waren nicht weiß geworden und gaben seinem Gesichte eine erschreckliche Härte; seine durchsichtig himmelblauen Augen aber, sein auf

weißen Zähnen sich leicht öffnender Mund, offenbarten zugleich eine vollkommene Güte, eine unendliche Sanftmuth.

Er war lebhaft, ungestüm, wie wir ihn an Bord, in den Tuilerien, bei seinem Eintritt bei seinem Sohne gesehen haben; doch unter diesem ungestümen, lebhaften Wesen verbarg sich das empfindsamste Herz, die mitleidigste Seele der Schöpfung.

Seit langer Zeit gewohnt, den Menschen in Lagen zu befehlen, wo die Gefahr keine Schwäche gestattete, drückte sein Gesicht die Gewohnheit des Commandirens und große Willensenergie aus. In der That, als ob er immer an Bord der Schönen Therese gewesen wäre, hatte er in seinem Dorfe, trotz des Verlustes seines Vermögens, das Geheimniß bewahrt, sich gehorchen zu machen, und zwar nicht allein von den Bauern, welche Thür an Thür mit ihm wohnten, sondern auch von den reichsten Herren seiner Nachbarn.

Durch den europäischen Frieden gezwungen, im Müssiggange an seinen Fäusten zu nagen, hatte der Capitän, in Ermangelung des Kampfes mit den Menschen, den Thieren den Krieg erklärt; dieser Uebung seine ganze verzehrende Thätigkeit widmend, wurde er ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, und mit dem Bedauern, daß er es nicht mit Thieren zu thun hatte, bei denen es der Mühe werth war, — wie Elephanten, Rhinozerosse, Löwen, Tiger und Leoparden, warf er sich, gleichsam sich schämend, daß er gegen so schwache Thiere kämpfte, auf die Wölfe und die Wildschweine.

Wittwer von Therese, entfernt von Petrus,

brachte es der Capitän Herbel dahin, daß er zwei Drittel des Jahres auf zehn bis zwölf Meilen in der Runde in den Wäldern und auf den Heiden, seine Flinte auf der Schulter, seine zwei Hunde voran, umherlief.

Zuweilen blieb er eine Woche, zehn Tage, vierzehn Tage vom Dorfe abwesend, und gab nur Kunde von sich durch die Wildpretkarren, welche er dahin schickte, und die meistens an die dürftigsten Familien adressirt waren; so daß der Capitän, der die Armen nicht mehr mit seinem Almosen nähren konnte, sie mit seiner Flinte nährte.

Der Capitän war also, viel mehr als Nimrod, ein echter Jäger vor dem Herrn.

Nur hatte diese hartnäckige Jagd manchmal ihre Unannehmlichkeiten.

Es ist dem Leser nicht unbekannt, daß, beim gesetzlichen Laufe der Dinge, der absoluteste Jäger in der Regel seine Flinte vom Monat Februar bis zum Monat September an den Kamin hängt. Nicht so war es bei der Flinte des Capitäns: sein Leclerc, — er hatte aus den Werkstätten des berühmten Waffenschmiedes dieses Namens hervorgehende Läufe gewählt, — sein Leclerc ruhte nie, und man hörte immer seinen wohlbekannten Knall in einem oder dem andern Winkel des Departements.

Es ist wahr, da alle Feldhüter, Waldschützen und Gendarmen dieses Departements wußten, in welcher Absicht der Capitän jagte, und welchen Gebrauch er vom Produkte seiner Jagd machte, es ist wahr, sagen wir, daß alle Feldhüter, Waldschützen und Gendarmen, sobald sie den Knall auf einer

Seite hörten, auf die andere gingen. Nur in dem Falle also, wo der Capitän zu vermessen zugleich den Schnurrbart des Wildes und den des Jagdeigenthümers versengt hatte, entschloß sich der öffentliche Agent, Klage zu erheben und den Delinquenten vor die Gerichte zu führen.

Und dabei geschah es noch, daß die Tribunale, so streng sie bei Jagdvergehen unter der Restauration waren, wenn sie erfuhren, das Vergehen sei vom Sansculotte Herbel begangen worden, die Strafe milderten, was auch die Meinung der Richter sein mochte, und es erhob sich die Buße nie über das Minimum. So daß mit hundert Franken Buße im Jahre der Capitän über zweitausend Franken Almosen gab, sich selbst ernährte und herrliche Federwildkörbe seinem Sohne Petrus schickte, — der sie regelmäßig mit denjenigen von seinen Collegen theilte, welche Küchenstücke malten, was beweisen würde, daß die Wilderei, wie die Tugend, immer ihren Lohn findet.

In Betreff alles Uebrigen war der Capitän ein wahrer Seemann geblieben. Er wußte nicht nur nichts von den Dingen der Stadt, sondern auch nichts von den Dingen der Welt.

Die Vereinzelung, in der der Seemann verloren inmitten der Einsamkeit des Oceans lebt, die Größe des Schauspiels, das er beständig vor den Augen hat, die Leichtigkeit, mit der er jeden Moment um sein Leben spielt, die Sorglosigkeit, mit der er den Tod erwartet, — das Leben des Seemanns und sodann das des Jägers hatten ihn so völlig von dem Verkehr mit den Menschen bewahrt, daß er, mit

Ausnahme der Engländer, die ihm, ohne daß er wußte, warum, seine natürlichen Feinde dünkten, für alle seines Gleichen, — was sich bestreiten läßt, und was wir zuerst bestreiten werden, — eine jungfräuliche Sympathie und Freundschaft hegte.

Die einzige Spalte dieses Herzens, das zugleich von Granit und von Gold, war der Schmerz, verursacht durch den Tod seiner Frau, der armen Therese, eines reizenden Körpers, einer heitern Seele, einer stillen Ergebenheit.

Als er, den Fuß in das Atelier setzend, und nachdem er Petrus umarmt hatte, diesen anschaute, wie ein Vater seinen Sohn anschaut, entstürzten zwei große Thränen seinen Augen, und er sagte, während er dem General die Hand reichte:

„So wie Du ihn siehst, Bruder, nun, so ist er ganz das Ebenbild seiner armen Mutter."

„Das ist möglich," antwortete der General, „doch Du müßtest Dich erinnern, alter Pirat, der Du bist, daß ich nie die Ehre gehabt habe, seine Frau Mutter zu kennen."

„Es ist wahr," erwiederte der Capitän mit einer sanften Stimme voller Thränen, wie jedesmal, wenn er von seiner Frau sprach; „sie ist 1823 gestorben, und wir waren noch nicht versöhnt."

„Ah!" rief der General, „und Du glaubst also, wir seien versöhnt?"

Der Capitän lächelte.

„Mir scheint," sagte er, „daß, wenn zwei Brüder sich umarmt haben, wie wir es gethan, nach mehr als dreiunddreißig Jahren Abwesenheit . . ."

„Das beweist nichts, Meister Pierre; ah! Du

glaubst, ich versöhne mich mit einem Banditen Deiner Art! Ich gebe ihm die Hand, gut! ich umarme ihn, gut! im Grunde des Herzens ist aber eine Stimme, welche spricht: „„Ich verzeihe Dir nicht, Sansculotte! ich verzeihe Dir nicht, Corsar! ich verzeihe Dir nicht, Seeräuber!““

Der Capitän schaute seinen Bruder lächelnd an, denn er wußte wohl, daß im Grunde der General eine aufrichtige Freundschaft für ihn hegte.

Sodann, als der Brummer geendigt hatte, sagte Pierre:

„Bah! ich verzeihe Dir wohl, daß Du gegen Frankreich gedient hast.“

„Gut!“ entgegnete der General, „als ob Frankreich je die Bürgerin Republik oder Herr Bonaparte gewesen wäre; ich habe gegen 93 und gegen 1805 gedient, verstehst Du, Wildschütz? und nicht gegen Frankreich.“

„Was willst Du, Bruder?“ erwiederte treuherzig der Capitän, „ich glaubte immer, das sei dasselbe.“

„Und wie es mein Vater immer geglaubt hat,“ sagte Petrus, „so wird er es immer glauben; ob Sie nun immer das Gegentheil geglaubt haben, mein Oheim, und es immer glauben werden, ich glaube, man müßte das Gespräch auf einen andern Gegenstand bringen.“

„Ah! ja,“ sprach der General, „auf wie lange gedenkst Du uns die Ehre Deines Besuches zu gönnen?“

„Ach! mein lieber Courtenay, auf sehr kurze Zeit.“

Auf den Namen Courtenay verzichtend, hatte

doch Pierre Herbel denſelben fortwährend ſeinem Bruder, als dem Aelteſten der Familie, gegeben.

„Wie, auf ſehr kurze Zeit?“ ſagten einſtimmig der General und Petrus.

„Ich gedenke noch heute wieder abzureiſen, meine Kinder,“ antwortete der Capitän.

„Heute, mein Vater?“

„Ah! biſt Du denn entſchieden ein Narr, alter Pirat!“ rief der General; „Du willſt im Augenblicke Deiner Ankunft wieder abreiſen?“

„Meine Abreiſe iſt der Unterredung untergeordnet, die ich mit Petrus haben werde,“ ſagte der Capitän.

„Ja, und einer mit den Wildſchützen des Departements Ille und Vilaine verabredeten Jagdpartie.“

„Nein, mein Bruder, ich habe dort einen Freund, welcher im Sterben liegt, einen alten Freund, der behauptet, er werde ſchlecht ſterben, wenn ich ihm nicht die Augen ſchließe.“

„Ah! dieſer iſt Dir vielleicht auch erſchienen,“ fragte der General mit ſeinem gewöhnlichen Skepticismus, „wie Deine Thereſe?“

„Mein Oheim!“ ſagte Petrus, dazwiſchen tretend.

„Ja, ich weiß, mein Bruder glaubt an Gott und an die Geiſter. Aber, Du alter Seewolf, der Du biſt, es iſt ein Glück, daß, wenn es einen Gott gibt, dieſer Gott nicht alle Deine abſcheulichen Räubereien hat verüben ſehen: ſonſt gäbe es weder in dieſer, noch in der andern Welt einen Heiligen für Dich.“

„Wäre dies ſo,“ erwiederte ſanft und den Kopf

schüttelnd der Capitän, „das wäre ein Unglück für meinen armen Freund Surcouf, und ein Grund mehr, daß ich so schnell als möglich zu ihm zurückkehren würde.“

„Ah! Surcouf stirbt!“ rief der General.

„Ach! ja,“ antwortete Pierre Herbel.

„Bei meiner Treue! da wird ein tüchtiger Bandit weniger sein!“

Pierre schaute den General traurig an.

„Nun,“ fragte der General, ganz durchdrungen von diesem Blicke, „was hast Du mich anzuschauen?“

Der Capitän schüttelte den Kopf mit einem Seufzer.

„Sprich, sprich,“ beharrte der General; „ich liebe die Leute nicht, welche schweigen, wenn man ihnen sagt, sie sollen sprechen; woran denkst Du? läßt sich das sagen?“

„Ich denke, wenn ich sterbe, werde das Alles sein, was mein Bruder von mir sagt!“

„Wer? was? was sagte ich?“

„„Ah! bei meiner Treue!““ wiederholte der Capitän, eine Thräne abwischend, „„da ist ein tüchtiger Bandit weniger!““

„Mein Vater! mein Vater!“ murmelte Petrus.

Alsdann sich an den General wendend, sagte er.

„Mein Oheim, Sie schalten mich vorhin, und Sie hatten Recht; würde ich Sie ebenfalls schelten, hätte ich Unrecht? sprechen Sie!“

Der General unterdrückte einen kleinen Husten, der ihm immer entschlüpfte, wenn er in Verlegenheit war und nicht wußte, was er antworten sollte.

„Laß hören, steht es so schlimm mit Deinem

Surcouf? Bei Gott! ich weiß wohl, daß er Gutes hatte, und daß er ein Braver war, eine Art von Jean Benot, und daß er nur darin gefehlt hat, daß er nicht einer andern Sache diente."

„Er hat der Sache des Volkes gedient, mein Bruder, der Sache Frankreichs."

„Die Sache des Volkes! die Sache Frankreichs! haben sie gesagt Frankreich, haben sie gesagt das Volk, so glauben diese verdammten Sansculottes, Alles gesagt zu haben; frage Deinen Sohn Petrus, den Herrn Aristokraten, der Lakaien mit seiner Livree und Wappen an seinem Wagen hat, ob es in Frankreich nichts Anderes gebe, als das Volk."

Petrus erröthete bis ins Weiße der Augen.

Der Capitän wandte an seinen Sohn einen sanften fragenden Blick.

Petrus schwieg.

„Ah! er wird Dir Alles dies erzählen, wenn Ihr nur zu zwei seid, und ohne Zweifel wirst Du noch finden, er habe Recht."

Der Capitän schüttelte den Kopf.

„Ich habe nur ihn als Kind, Courtenay," sagte er, „und das ist ganz das Ebenbild seiner Mutter."

Das war abermals eine von den Antworten, auf die der General nichts zu erwiedern wußte.

Er hustete.

Während er jedoch hustete, fragte er:

„Ich sagte also, ob es so schlecht bei Deinem Freunde Surcouf stehe, daß Dich das abhalte, mit Petrus bei mir zu Mittag zu speisen?"

„Sehr schlecht, mein Freund," erwiederte traurig der Capitän.

„Dann ist es etwas Anderes," sprach der General, indem er aufstand; „ich lasse Dich mit Deinem Sohne allein, denn ich bin der Erste, der Dir sagt: Ihr habt nicht wenig schmutzige Wäsche in der Familie zu waschen; bleibst Du und willst Du bei mir speisen, so bist Du willkommen; reisest Du ab, und ich sehe Dich nicht wieder, glückliche Reise!"

„Ich befürchte, Du siehst mich nicht wieder, Bruder," sagte Pierre Herbel.

„Nun wohl also, umarme mich, alter Bösewicht!"

Und er öffnete seinem Bruder beide Arme; der würdige Capitän stürzte sich darein, mit einer tiefen Zärtlichkeit, gemischt mit der Ehrfurcht, die er immer für seinen ältern Bruder bewahrt hatte.

Sodann, als wollte er einer Rührungsscene entgehen, eine Art von Erregung, welche wenig in seinen Gewohnheiten und besonders in seinen Sympathieen lag, entriß sich der General mit Gewalt den Armen seines Bruders und warf Petrus die letzten Worte zu:

„Heute Abend oder morgen werde ich Sie wiedersehen, nicht wahr, mein Herr Neffe?"

Und er eilte nach der Treppe, die er mit der Leichtigkeit eines zwanzigjährigen jungen Mannes hinabstieg und murmelte dabei:

„Teufelsmensch! werde ich ihn denn nie wiederfinden können, ohne wahrzunehmen, daß mir eine Thräne im Grunde des Auges bleibt!"

XLIV.

Der Vater und der Sohn.

Kaum hatte ſich die Thüre hinter dem General geſchloſſen, als Pierre Herbel zum zweiten Male die Arme gegen ſeinen Sohn ausſtreckte; während dieſer ſeinen Vater an ſein Herz drückte, zog er ihn nach einem Sopha fort, auf den er ihn neben ſich ſitzen ließ.

Dann, als ob er dem Eindrucke der ſeinem Bruder entſchlüpften letzten Worte gehorchte, ließ der Capitän einen Moment ſeine Augen auf den Herrlichkeiten des Ateliers umherlaufen, auf dem Tapetenwerk mit königlichen Perſonen, auf den alten Truhen der Renaiſſance, auf den griechiſchen Piſtolen mit ſilbernem Knopfe, auf den arabiſchen Flinten mit Korallenincruſtationen, auf den Dolchen mit Vermeilſcheiden, auf dem böhmiſchen Glaswerk, auf dem alten flämiſchen Silberzeug.

Die Prüfung war kurz, und das Auge des Capitäns hatte nichts von ſeinem durchſichtigen heitern Lächeln verloren, als er es wieder auf ſeinen Sohn richtete.

Petrus dagegen ſchämte ſich dieſes Luxus, der einen ſcharfen Contraſt mit den kahlen Mauern des Pachthofes Plancoët bildete, und ſchlug die Augen nieder.

„Nun, mein Kind,“ fragte der Vater mit dem Tone ſanften Vorwurfs, „iſt das Alles, was Du mir ſagſt?“

„Oh, mein Vater, verzeihen Sie mir," erwiederte Petrus, „ich mache es mir zum Vorwurfe, daß ich Sie veranlaßt habe, das Bett eines sterbenden Freundes zu verlassen, um zu mir zu kommen, der ich warten konnte."

„Das ist es nicht, erinnere Dich wohl, mein Kind, was Du mir in Deinem Briefe sagtest."

„Es ist wahr, mein Vater, entschuldigen Sie mich; ich sagte Ihnen, ich brauche Geld; doch ich sagte nicht: „„Verlassen Sie Alles, um es mir selbst zu bringen;"" ich sagte Ihnen nicht . . ."

„Du sagtest mir nicht?" ... wiederholte der Capitän.

„Nichts, nichts, mein Vater," rief Petrus, indem er ihn umarmte; „Sie haben wohl daran gethan, zu kommen, und ich bin glücklich, Sie zu sehen."

„Und dann, Petrus," fuhr der Vater mit einer durch die Umarmung seines Sohnes leicht erwärmten Stimme fort, „meine Gegenwart war nothwendig, ich hatte im Ernste mit Dir zu reden."

Petrus fühlte sich behaglicher.

„Ah! ich höre, mein Vater," sagte er, „Sie können nicht für mich thun, was ich von Ihnen verlange, und Sie wollten mir das selbst sagen. Sprechen wir nicht mehr hievon, ich war ein Narr, ich hatte Unrecht. Mein Oheim hat es mir vor Ihrer Ankunft begreiflich gemacht, und ich begreife es noch besser, seitdem ich Sie sehe."

Der Capitän schüttelte den Kopf mit seinem guten väterlichen Lächeln.

„Nein," sagte er, „Du begreifst mich nicht."

Dann zog er ein Portefeuille aus der Tasche, legte es auf den Tisch und fügte bei:

„Deine zehntausend Franken sind da.“

Petrus war niedergeschmettert durch diese unerschöpfliche Güte.

„Oh! mein Vater,“ rief er, „nie, nie!“

„Warum nicht?“

„Weil ich überlegt habe, mein Vater.“

„Du hast überlegt, Petrus? was?“

„Folgendes, mein Vater: daß ich seit sechs Monaten Ihre Güte mißbrauche; daß Sie seit sechs Monaten mehr thun, als Sie thun können; daß ich seit sechs Monaten Ihr Ruin bin.“

„Armes Kind, Du ruinirst mich . . . das ist nicht schwer.“

„Ah! Sie sehen wohl, mein Vater.“

„Nicht Du ruinirst mich, mein armer Petrus; ich habe Dich ruinirt.“

„Mein Vater!“

„Ja wohl!“ sagte der Capitän mit einer schwermüthigen Rückkehr zur Vergangenheit; ich hatte ein königliches Vermögen für Dich angehäuft, oder vielmehr dieses Vermögen hatte sich ganz von selbst angehäuft, denn ich habe nie recht gewußt, was Geld war; Du erinnerst Dich, wie dieses Vermögen zusammengestürzt ist.“

„Ja, mein Vater, und ich bin stolz auf unsere Armuth, wenn ich bedenke, auf welche Art wir darein gerathen sind.“

„Laß mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich, trotz dieser Armuth nie etwas gespart habe, handelte es sich um Deine Erziehung, um Dein Glück . . .“

Petrus unterbrach seinen Vater.

„Und sogar um meine Launen, mein Vater!“

„Was willst Du! vor Allem lag mir daran, Dich glücklich zu sehen, mein Kind. Was würde ich Deiner Mutter geantwortet haben, hätte sie mich, mir entgegen kommend, gefragt: „„Und unser Sohn!““

Petrus sank zu den Knieen des Capitäns nieder und brach in ein Schluchzen aus.

„Ah!“ sagte Pierre Herbel, „weinst Du, so werde ich nicht mehr wissen, was ich Dir zu sagen habe!“

„Mein Vater!“ rief Petrus.

„Uebrigens werde ich Dir, was ich Dir zu sagen hatte, ebenso gut auch bei einer andern Reise sagen.“

„Nein, nein, sogleich, mein Vater . . .“

„Hier, mein Kind,“ sagte der Capitän, indem er aufstand, um Petrus zu entgehen, „hier ist das Geld, das Du brauchst. Nicht wahr, Du wirst mich bei meinem Bruder entschuldigen? Du wirst ihm sagen, ich habe gefürchtet, zu spät zu kommen, und ich sei mit derselben Diligence, die mich gebracht, wieder abgereist.“

„Setzen Sie sich, mein Vater; die Diligence geht erst Abends um sieben Uhr ab, und es ist zwei Uhr; Sie haben also noch fünf Stunden vor sich!“

„Du glaubst?“ erwiederte der Capitän, ohne genau zu wissen, was er antwortete.

Und maschinenmäßig zog er aus seinem Hosentäschchen eine silberne Uhr mit stählerner Kette, die von seinem Vater herstammte.

Petrus nahm die Uhr und küßte sie. Wie oft hatte er nicht, ganz klein, mit dem naiven Erstaunen der Kindheit, die Bewegung dieser Erbuhr gehört!

Er schämte sich der goldenen Kette, die er am Halse hatte, der Uhr mit dem Wappen in Diaman-

ten, die an dieſer Kette hing, und die er in ſeiner Weſtentaſche trug.

„Oh! oh! theure Uhr!“ murmelte Petrus, während er die alte ſilberne Uhr ſeines Vaters küßte.

Der Capitän begriff nicht.

„Willſt Du ſie?“ fragte er.

„Oh!“ rief Petrus, „die Uhr, welche die Stunde Ihrer Kämpfe, die Stunde Ihrer Siege bezeichnet hat, welche, den Bewegungen Ihres Herzens ähnlich, nie ſchneller geſchlagen im Augenblicke der Gefahr, als in den Tagen der Ruhe, ich bin ihrer nicht würdig. Oh! nein, mein Vater, nie! nie!“

„Du vergiſſeſt zwei andere Stunden, welche ſie auch bezeichnet hat, Petrus, und die die einzigen Data meines Lebens ſind, deren ich mich erinnere: die Stunde Deiner Geburt; die Stunde des Todes Deiner Mutter.“

„Es gibt eine dritte Stunde, die ſie für mich und für Sie von heute an bezeichnen wird, mein Vater: das iſt die Stunde, wo ich meinen Undank erkannt und Sie um Verzeihung gebeten habe.“

„Um Verzeihung, worüber, mein Freund?“

„Mein Vater, geſtehen Sie, daß es Sie die größten Opfer gekoſtet hat, um mir dieſe zehntauſend Franken zu bringen.“

„Ich habe den Pachthof verkauft, das iſt das Ganze; und das hat mich aufgehalten.“

„Sie haben den Pachthof verkauft!“ rief Petrus vernichtet.

„Ja . . . Siehſt Du, er war zu groß für mich allein. Wäre Deine arme Mutter nicht geſtorben,

oder Du hätteſt bei mir gewohnt, dann wäre es wohl nicht geſchehen.“

„Oh! den Pachthof, der von meiner Mutter kam, Sie haben ihn verkauft?“

„Gerade weil er von Deiner Mutter kam, Petrus: das war Dein Gut.“

„Mein Vater!“ rief Petrus.

„Ich habe das meinige wie ein Narr verſchleudert . . . Darum war ich alſo gekommen. Petrus, Du wirſt das begreifen, ich alter Egoiſt, der ich bin, habe den Pachthof um fünfundzwanzigtauſend Franken verkauft.“

„Er war aber fünfzigtauſend Franken werth.“

„Du vergiſſeſt, daß ich ſchon fünfundzwanzigtauſend Franken darauf entlehnt hatte, um ſie Dir zu ſchicken.“

Petrus verbarg ſeinen Kopf in ſeinen Händen.

„Nun denn, ich bin gekommen, um Dich zu fragen, ob Du mir die anderen fünfzehntauſend laſſen könnteſt?“

Petrus ſchaute ſeinen Vater mit einer erſchrockenen Miene an.

„Nur für den Augenblick,“ ſagte der Capitän, „wohlverſtanden, wenn Du ſie ſpäter brauchſt, ſo haſt Du das Recht, ſie zurückzufordern.“

Petrus erhob das Haupt.

„Fahren Sie fort, mein Vater!“

Und leiſe murmelte er:

„Das iſt meine Strafe.“

„Höre alſo meinen Plan,“ fuhr der Capitän fort; „ich werde eine kleine Hütte mitten im Walde pachten oder kaufen; Du kennſt mein Leben, Petrus

ich bin ein alter Jäger; ich kann meine Gewehre und meinen Hund nicht mehr entbehren, Petrus; ich werde vom Morgen bis zum Abend jagen. Welch ein Unglück, daß Du kein Jäger biſt! Du hätteſt mich beſucht, wir hätten mit einander gejagt."

„Oh! ſeien Sie ruhig, mein Vater, ich werde kommen, ich werde kommen."

„Wahrhaftig?"

„Ich verſpreche es Ihnen."

„Nun wohl, ein Grund mehr. Siehſt Du, es gibt für mich zwei Dinge auf der Jagd: einmal das Vergnügen, zu jagen; ſodann haſt Du keine Idee, welche Menge von Menſchen ich mit meiner Flinte ernähre."

„Ah! mein Vater, wie gut ſind Sie," rief Petrus.

Und die Hände und die Augen zum Himmel erhebend fügte er halblaut bei:

„Wie groß ſind Sie!"

„Warte doch," ſagte der Capitän; „denn ich komme zu dem Augenblicke, wo ich auf Dich gerechnet habe."

„Sprechen Sie, mein Vater, ſprechen Sie."

„Ich bin ſiebenundfünfzig Jahre alt, mein Auge iſt noch klar, der Arm noch feſt, das Knie noch ſolid; doch man ſteigt raſch die Seite des Berges hinab, wo ich bin. In einem Jahre, in zwei Jahren, in zehn Jahren kann ſich das Auge trüben, der Arm kann ſchwach werden, das Bein ſtraucheln; dann wirſt Du an einem ſchönen Morgen einen alten, armen guten Mann zu Dir kommen ſehen, der zu Dir ſagt: „„Ich bin es, Petrus, ich tauge zu nichts mehr. Haſt Du einen Winkel in Deinem Hauſe,

wohin Du Deinen alten Vater legen kannſt? Er hat immer fern von dem gelebt, was er liebte, er möchte gern nicht ſterben, wie er gelebt hat.““

„Oh! mein Vater, Vater,“ rief ſchluchzend Petrus, „iſt der Pachthof wirklich verkauft?“

„Vorgeſtern morgen, ja, mein Freund.“

„Aber an wen, mein Gott?“

„Herr Peyrat, der Notar, hat es mir nicht geſagt! Du begreifſt, woran mir lag, war, das Geld zu bekommen; ich nahm die zehntauſend Franken, die Du brauchteſt, und hier bin ich.“

„Mein Vater,“ ſagte Petrus ſich erhebend, „ich muß wiſſen, an wen Sie den Pachthof meiner Mutter verkauft haben.“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre des Ateliers, und der Diener von Petrus erſchien, noch ganz zaghaft, mit einem Briefe in der Hand.

„Oh! laß mich in Ruhe!“ rief Petrus, indem er ihm den Brief aus der Hand riß; „ich bin für Niemand zu Hauſe.“

Als er aber dieſen Brief auf den Tiſch werfen wollte, bemerkte er, daß die Adreſſe den Stempel von St. Malo hatte.

Er glaubte einen Augenblick, der Brief ſei für ſeinen Vater.

Doch er ſah die Aufſchrift:

„An den Herrn Vicomte Petrus Herbel
von Courtenay.“

Er öffnete raſch den Brief.

Er war von dem Notar, bei welchem der Verkauf des Pachthofes ſtattgefunden hatte.

Petrus ſchüttelte den Kopf, als wollte er den Flammenkreis, der ihn umgab, auslöſchen und las:

„Herr Vicomte!

„Ihr Vater, der bei mir nach und nach Anlehen im Betrage von fünfundzwanzigtauſend Franken gemacht hat, iſt vor drei Tagen bei mir erſchienen, um an mich ſeinen Pachthof zu verkaufen, auf dem ſchon dieſe Summe von fünfundzwanzigtauſend Franken als Hypothek laſtete.

„Dieſe fünfundzwanzigtauſend Franken, wie die erſten, ſagte er mir, ſeien für Sie beſtimmt.

„Es iſt mir der Gedanke gekommen, — entſchuldigen Sie mich, Herr Vicomte, — Sie wiſſen vielleicht nichts von den Opfern, die Ihr Vater für Sie bringt, und daß dieſes letzte Opfer ihn völlig zu Grunde richtete.

„Ich glaubte meiner Ehre angemeſſen, als Notar Ihrer Familie und als Freund Ihres Vaters ſeit dreißig Jahren, zwei Dinge zu thun: einmal ihm die fünfundzwanzigtauſend Franken zu übergeben, die er verlangte, indem ich einen Verkauf, der nicht beſteht, vorſchützen würde; zweitens Sie von dem Zuſtande des Verfalles des Vermögens Ihres Vaters zu unterrichten, feſt überzeugt, Sie wiſſen nichts davon, und ſobald Sie es erfahren, werden Sie, ſtatt zur völligen Vernichtung dieſes Vermögens beizutragen, ſich anſtrengen, es wiederherzuſtellen.

„Behalten Sie die fünfundzwanzigtauſend Franken, ſo muß ſich der Verkauf realiſiren.

„War aber das Bedürfniß, das Sie in Betreff dieſer fünfundzwanzigtauſend Franken haben, nur

eines von den Bedürfnissen, die man verschieben oder sogar ganz beseitigen kann, und Sie sind im Stande, durch eines oder das andere Mittel diese fünfundzwanzigtausend Franken innerhalb acht Tagen wieder in meine Hände zurückgehen zu lassen, so bliebe Ihr Herr Vater Eigenthümer des Pachthofes, und Sie würden ihm, wie ich glaube, einen ungeheuren Kummer ersparen.

„Ich weiß nicht, wie Sie mein Verlangen qualificiren werden, doch ich denke, es ist das eines redlichen Mannes und eines Freundes.

„Empfangen Sie u. s. w.

„Peyrat,
„Notar in St. Malo."

Das Ganze war begleitet von einem der complicirten Namenszüge, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren die Provinznotare machten.

Petrus athmete auf und drückte den Brief des würdigen Notars an seine Lippen, der ihn sicherlich nicht für diese Ehre bestimmt glaubte.

„Mein Vater," sagte er, „ich reise heute Abend mit Ihnen nach St. Malo ab."

Der Capitän stieß einen Freudenschrei aus; doch sogleich überlegend fragte er mit einer gewissen Bangigkeit:

„Was willst Du in St. Malo machen?"

„Nichts . . . Sie zurückbegleiten, mein Vater. Als ich Sie sah, glaubte ich, Sie werden einige Tage bei mir zubringen. Das ist Ihnen unmöglich: nun will ich einige Tage bei Ihnen zubringen."

Und, in der That, an demselben Abend, nachdem

er zwei Briefe geschrieben, den einen an Regina, den andern an Salvator, nachdem er seinen Vater zum Mittagessen geführt hatte, — nicht zum General, dessen Vorwürfe oder Sarkasmen sein empfindliches Herz verwundet hätten, sondern in einen Restaurant, wo Beide an einem kleinen Tische ein Mahl voll Innigkeit und Zärtlichkeit machten, stieg Petrus mit seinem Vater in den Wagen von St. Malo und verließ Paris sehr fest in dem Entschlusse, den er gefaßt.

XLV.

Herzenskummer gemischt mit Geld.

Was war dieser Entschluß, den Petrus gefaßt hatte?

Wir werden ihn vielleicht in einem von den beiden Briefen finden, die er geschrieben hatte.

Fangen wir mit dem an, der nach dem Boulevards des Italiens adressirt war:

„Meine geliebte Regina!

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich Paris auf einige Tage verlasse, ohne Sie gesehen, ohne Ihnen brieflich oder mündlich etwas von dieser Abreise gesagt zu haben; ein unerwartetes Ereigniß, welches übrigens nichts Beunruhigendes hat, das versichere ich Ihnen, nöthigt mich, meinen Vater nach St. Malo zu begleiten..

„Lassen Sie mich Ihnen sagen, um Sie völlig zu beruhigen, daß das, was ich stolzer Weise als ein Ereigniß bezeichnet habe, einfach eine Interessesache ist.

„Nur betrifft diese Interessesache, — erlauben Sie mir diese Blasphemie und vergeben Sie, daß ich sie gesagt habe! — diese Sache betrifft die Person, die ich am meisten nach Ihnen liebe: — meinen Vater.

„Ich spreche dies ganz leise aus, Regina, aus Furcht, Gott könnte mich hören und mich dafür bestrafen, daß ich Sie mehr liebe, als denjenigen, welcher meine erste Liebe sein müßte.

„Ist es für Sie eben so sehr Bedürfniß, mir zu sagen, daß Sie mich lieben, als es für mich Bedürfniß ist, es sagen zu hören, und wollen Sie mich Ihre Abwesenheit nicht vergessen, sondern ertragen machen durch einen von jenen Briefen, in denen Sie mir so gut einen Theil Ihrer Seele zuzuschicken wissen, so schreiben Sie mir poste restante nach St. Malo, doch nicht später als heute oder morgen. Ich gedenke nur die für die Reise und für die Angelegenheit, die mich dahin ruft, durchaus nothwendige Zeit abwesend zu bleiben, das heißt im Ganzen sechs Tage.

„Machen Sie, daß ich bei meiner Rückkehr einen Brief von Ihnen finde, der mich erwartet. Oh! ich schwöre Ihnen, ich werde das sehr nöthig haben.

„Auf Wiedersehen, meine geliebte Regina! mein Körper allein verläßt Sie; doch mein Herz, meine Seele, mein Geist, kurz Alles, was in mir liebt, bleibt bei Ihnen.

Petrus."

Nun, was er Salvator ſagte:

„Mein Freund!

„Mit demſelben blinden Gehorſam, den Sie für eine letzte Ermahnung Ihres ſterbenden Vaters hätten, thun Sie, ich bitte, was ich Ihnen ſagen werde.

„Bei Empfang meines Briefes nehmen Sie einen Schätzungs-Commiſſär und gehen Sie zu mir. Laſſen Sie das Inventar meiner Pferde, meines Wagens, meiner Gemälde, meiner Meubles, meiner Waffen, meiner Teppiche, kurz, Alles deſſen, was ich beſitze, machen; behalten Sie nur für mich, was für die Lebensbedürfniſſe ſtreng nothwendig iſt.

„Iſt das Inventar gefertigt, ſo laſſen Sie jede Sache ſchätzen.

„Dann laſſen Sie Anſchlagzettel machen, und kündigen Sie in den Journalen, — das gehört, glaube ich, zur Competenz von Jean Robert, — kündigen Sie den Verkauf eines Künſtlermobiliars an.

„Setzen Sie hierfür Sonntag den 16. l. M. feſt, damit die Liebhaber Zeit haben, die Gegenſtände auf dem Platze zu beſichtigen.

„Trachten Sie danach, daß der Commiſſär, an den Sie ſich wenden, gewohnt iſt, Kunſtgegenſtände zu ſchätzen und zu verkaufen.

„Ich brauche für mein Mobiliar fünfunddreißig bis vierzig tauſend Franken.

„Ganz der Ihrige, lieber Salvator.

„Ex intimo corde

„Petrus.“

„NS. Bezahlen Sie meinen Bedienten und entlaſſen Sie ihn.“

Petrus kannte Salvator; er wußte, bei seiner Rückkehr werde Alles gethan sein, wie er es wünschte.

In der That, als er am sechsten Tage nach seiner Abreise zurück kam, fand er den Anschlagzettel an der Thüre, und eine Procession von Neugierigen, die seine Treppe auf und abstiegen.

Dieser Anblick schnürte ihm das Herz zusammen.

Er hatte nicht den Muth, in sein Atelier zurückzukehren. Ein kleiner Corridor führte unmittelbar vom Ruheplatze nach seinem Zimmer; er trat in sein Zimmer, schloß sich darin ein, setzte sich mit einem tiefen Seufzer, und ließ seinen Kopf in seine Hände fallen.

Petrus war mit sich selbst zufrieden und stolz auf den Entschluß, den er gefaßt hatte; doch diesen Entschluß hatte er nicht ohne Kampf und Erschütterungen gefaßt.

Man erräth, was er dort hatte thun wollen und was seine Absichten bei seiner Rückkehr waren.

Er war dorthin gegangen, um es zu verhindern, daß der Pachthof dieses guten, trefflichen Vaters, — die letzten Trümmer vom Vermögen des Capitäns, — aus seinen Händen käme; er hatte ein Obdach für die letzten Tage desjenigen gesichert, welchem er das Leben verdankte. Das war leicht zu thun, und es geschah, ohne daß es der Notar nur vermuthete: der Notar zerriß die Scheinurkunde, und Petrus nahm Abschied von seinem Vater, der zum Sterbebette seines Freundes gerufen wurde.

Dann kam er nach Paris, um den zweiten Theil, sagen wir es, den schwierigern und besonders den schmerzlichern seines Entschlusses zu erfüllen: Petrus

hatte sich, wie wir gesehen, entschlossen, Pferde, Wagen, Meubles, Gemälde, japanesische Potischen, flämische Truhen, Waffen und Teppiche zu verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen; sodann, nachdem diese Schulden bezahlt wären, sich wieder an die Arbeit zu begeben, wie ein Schüler in der Loge um den großen Preis von Rom.

Auf seine tollen Ausgaben verzichtend, und besonders zur Arbeit die Zeit verwendend, die er verlor, nicht einmal um Regina zu sehen, sondern um es zu versuchen, sie zu sehen, war Petrus allerdings sicher, sein Leben zu einer bessern Lage, sowohl was die Kunst, als was das Geld betrifft, zurückzuführen. Dann könnte er seinen Vater unterstützen, und sein Vater wäre nicht mehr genöthigt, sich seines letzten Fetzens zu berauben, um den wahnsinnigen Luxus seines Sohnes zu unterhalten.

Allerdings war Alles dies Logik, es war Rechtschaffenheit, es war Vernunft; doch es ist nichts so hart und so schwer zu befolgen, als die Logik, die Rechtschaffenheit, die Vernunft. Darum befolgt man sie meistens nicht. In der That, diesen reizenden Luxus der Augen verkaufen, aus dem er sich eine so süße Gewohnheit gemacht hatte, um sich wieder zwischen vier kahlen Wänden zu finden, war das Etwas, was sich mit Herzensheiterkeit thun läßt? Nein, es war eine schmerzliche Lage und man konnte nur durch einen heftigen Kummer daraus hervorgehen.

Die Armuth an und für sich erschreckte Petrus keineswegs. Mäßig von Natur, sparsam durch sich selbst, hatte er mit fünf Franken täglich großartig

gelebt. Wäre Regina nicht gewesen, so hätte er sich nichts darum bekümmert, reich zu sein; hatte er nicht im Herzen die drei großen Reichthümer der Schöpfung: den Reichthum des Talentes, der Jugend und der Liebe?

Gerade aber auf seiner Liebe, das heißt auf der Seele seiner Seele, sollte unmittelbar und vielleicht tödtlich seine Armuth lasten.

Ach! die Frau, die sich ins Feuer stürzen würde, um uns zu gefallen, die ihr Leben und ihren Ruf wagen würde, um, wie Julie, ihrem unter dem Balcon des Gartens wartenden Romeo einen nächtlichen verstohlenen Kuß zu geben, diese Frau würde oft nicht ihre aristokratische Hand in eine schlecht behandschuhte Hand fallen lassen.

Und dann folgt zu Fuße, im Kothe der Straße, der Frau, die Ihr liebt; erwartet ihr Vorüberkommen zu Fuße, am Rande von einer der Alleen des Waldes, wenn Ihr ihr am Tage zuvor noch auf einem herrlichen, aus den Ställen von Drake oder Crémieux hervorgehenden Pferde reitend begegnet seid!

Ueberdies macht die Armuth traurig, sie färbt gewissermaßen an den frischesten und kräftigsten Gesichtern ab. Die Stirne des Armen bewahrt den Abdruck der Sorgen des vorhergehenden Tages und der Schlaflosigkeit der Nacht.

Es ist naiv, es ist kindisch, es ist lächerlich in den Augen der Philosophen, was wir sagen, doch der schmerzliche Gedanke, fortan nicht in seinem Coupé oder in seinem Tilbury zu der Soirée kommen zu können, zu der Regina in ihrer Caleche gekommen war; sie nicht zu Pferde auf den äußeren

Boulevards kreuzen zu können, wo er ihr zum ersten Male begegnet war, oder in den Alleen des Bois de Boulogne, die sie jeden Tag vorüberkommen sahen, dieser Gedanke erfüllte, allen Philosophen der Erde zum Trotz, das Herz von Petrus mit Traurigkeit. Die Philosophen begreifen wahrhaftig die Liebe nicht, und zum Beweise dient, daß sie, sobald sie verliebt sind, keine Philosophen mehr sind.

Wie fortan eine anständige Figur in den für arme Edelleute so kitzlichen Salons des Faubourg Saint-Germain spielen, wo er, Petrus, nicht unter dem Titel eines Mannes von Talent, sondern als Edelmann von altem Geschlechte empfangen wurde? Der Faubourg Saint-Germain verzeiht einem Edelmanne, daß er Talent hat, unter der Bedingung, daß er nicht von seinem Talente lebt.

Allerdings konnte Petrus, außer dem Boulevard, wo er Regina begegnete, außer den Bois, wo er sie kreuzte, sie zuweilen in ihrem Hause sehen; doch die Begegnungen in der Welt waren der Vorwand dieser Besuche, und dann sah er sie bei ihr, außerdem, daß Petrus sie nicht häufig sehen konnte, selten allein: es war bald Herr de la Mothe-Haudon, bald die Marquise de la Tournelle, Abeille immer, Herr Rappt zuweilen, Herr Rappt, der ihn mit einer verdrießlichen Miene anschaute und ihm bei jedem Zusammentreffen mit dem Blicke zu sagen schien: „Ich weiß, daß Sie mein Todfeind sind; ich weiß, daß Sie meine Frau lieben; aber halten Sie sich gut, ich überwache Sie Beide.“

„Ja, bei Gott! ja, Ihr erbitterter Feind! ja, Ihr Todfeind, der Feind des Bösen, Herr Rappt!“

Nun denn! alle Wohlthaten des Glückes, alle Genüſſe des Luxus, alle Vortheile des Reichthums hatte Petrus ſechs Monate lang gehabt, und plötzlich mußte er darauf verzichten.

Wir wiederholen, die Lage war ſchmerzlich.

O Armuth! Armuth! wie viel Herzen, die dem Aufblühen nahe waren, haſt Du hingemäht! wie viel erſchloſſene Blumen der Seele haſt Du unter Deiner Senſe fallen gemacht und in den Wind geſtreut! denn, Armuth, finſtere Göttin, Du haſt den Hauch und die Senſe des Todes . . .

Regina war allerdings keine gewöhnliche Frau. — Vielleicht . . .

Ihr wißt, was dem in den Katakomben verlorenen Reiſenden begegnet, dem Reiſenden, der von Müdigkeit niedergedrückt, auf einem hohlen Steine ſitzend, auf einem alten Grabe, die Stirne mit Schweiß bedeckt, mit Bangigkeit ſchaut und horcht, ob er kein Licht ſehen, kein Geräuſch hören werde: er erſchaut einen Schein, er vernimmt einen Ton, er ſteht auf: „Vielleicht!“ ſagt er.

Es war ſo bei Petrus: er hatte einen Schein in dem düſtern unterirdiſchen Gewölbe ſchimmern ſehen.

„Vielleicht!“ hatte er ebenfalls geſagt. „Keine falſche Scham! Sobald ich ſie wiederſehe, werde ich ihr Alles erzählen . . . ſowohl meine albernen Eitelkeiten, als meinen entlehnten Reichthum! Keinen falſchen Stolz mehr! eine einzige Eitelkeit! einen einzigen Ruhm: für ſie arbeiten und ihr meine Succeſſe zu Füßen zu legen. Sie iſt keine gewöhnliche Frau und... vielleicht wird ſie mich noch mehr lieben.“

O ſchöne Jugend, durch welche die Hoffnung

zieht, wie der Sonnenstrahl durch den Kristall! o reizender Vogel, der den Schmerz singt, wenn er die Freude nicht mehr singen kann!

Ohne Zweifel sagte sich Petrus, mit Unterstützung dieses Entschlusses, viele andere Dinge, die wir hier nicht wiederholen werden. Bemerken wir nur, daß er, während er so mit sich selbst plauderte, seine Reisekleider auszog, ein elegantes Morgencostume anlegte, und sich hastig wieder ankleidete.

Ohne in sein Atelier zurückzukehren, wo er die Stiefel krachen und den Dialog an einander stoßen hörte, stieg er sodann die Treppe hinab, übergab seinen Zimmerschlüssel dem Concierge, der ihm dagegen ein Billet überreichte, an welchem Petrus mit dem ersten Blicke die Handschrift seines Oheims erkannte.

Er lud Petrus auf den Tag seiner Rückkehr nach Paris zum Diner ein. Der General wünschte ohne Zweifel zu wissen, ob die Lection gefruchtet habe.

Petrus beauftragte den Concierge, auf der Stelle in das Hotel Courtenay zu gehen, seinem Oheim zu melden, er sei zurückgekehrt, und er werde die Ehre haben, auf den Schlag sechs Uhr aufzuwarten.

XLVI.

Das Lied von der Freude.

Wir haben nicht gesagt, warum sich Petrus ankleidete, noch wohin er ging; doch der Leser wird es schon errathen haben.

Petrus war aus seinem Zimmer mit eines Vogels Flügeln hinabgeeilt. Er hatte beim Concierge aus dem erwähnten Grunde angehalten, hatte aus Gewohnheit gefragt, ob man keine anderen Briefe für ihn habe, als die seines Oheims, hatte maschinenmäßig die Augen auf drei bis vier Briefe geworfen, die man ihm dargereicht, und auf keinem die Handschrift findend, die er gesucht, hatte er sie zurückgeschoben, aus seinem Portefeuille ein Briefchen mit feiner Schrift, mit zartem, wohlriechendem Umschlage genommen, es an seine Lippen gehalten, und war über die Thürschwelle gesprungen. Das war der Brief, den er von Regina in St. Malo erhalten.

Die zwei jungen Leute schrieben sich alle Tage: die Briefe von Petrus waren adressirt an die gute Manon, die von Regina an Petrus selbst.

Regina hatte aus ihrer ausnahmsweisen Stellung eine gewisse Stärke geschöpft, welche die Trennung der zwei jungen Leute milderte.

Petrus war übrigens der Erste gewesen, der ihr gesagt hatte, sie sollte ihm während seiner Abwesenheit nicht schreiben: ein verloren gegangener Brief, ein gestohlener Brief stürzte sie Beide ins Verderben.

Der junge Mann verschloß die Briefe von Regina in eine Art von Kasse von bewunderungswürdiger Eisenarbeit, welche wiederum in einer Truhe befestigt war.

Es versteht sich von selbst, daß die Truhe bei dem Verkaufe, der stattfand, ausgenommen sein sollte: diese Truhe war heilig. Mit jener Religion der Liebe, die man für gewisse Gegenstände hegt, wenn man

wahrhaftig liebt, hätte es Petrus als eine Ruchlosigkeit betrachtet, sie zu verkaufen.

Bliebe der Mensch fünfundzwanzig bis fünfzig Jahr in derselben mit denselben Meubles ausgestatteten Wohnung, er könnte mit den geringsten Einzelheiten die Geschichte seines Lebens wiederherstellen. Unglücklicher Weise fühlt der Mensch von Zeit zu Zeit die Nothwendigkeit, seine Wohnung zu ändern, und das Bedürfniß, sein Mobiliar zu erneuern.

Bemerken wir, daß der Schlüssel der fraglichen Truhe Petrus nie verließ; er trug ihn an seinem Halse an einer goldenen Kette hängend, sodann versicherte der Schlosser, der sie reparirt hatte, Petrus, der geschickteste Rossignoliste*) würde seine Zeit verlieren, wenn er die Kasse mit dem Diebshaken aufmachen wollte.

Petrus hatte also keine Besorgniß auf dieser Seite. Nun, wie die Könige von Frankreich auf den Stufen von Saint-Denis warten, bis ihr Nachfolger kommt, um sie zu ersetzen, wartete immer ein Brief von Regina am Herzen von Petrus, bis ein anderer Brief kam, um seinen Platz einzunehmen. Dann schloß sich der neue Brief seinen Brüdern in der eisernen Kasse an, die, wenn Petrus in Paris war, sich regelmäßig öffnete, um ein neues Depot zu empfangen, — das heißt, den am vorhergehenden Tage eingelaufenen Brief.

War der Brief geküßt und wieder in seine Tasche gesteckt, so sprang Petrus leicht über die Thürschwelle,

---

*) Einer, der mit dem Dietrich arbeitet.

eilte in die Rue Notre-Dame des Champs, ſchlug den Weg durch die Rue Chevreuſe ein und erreichte das äußere Boulevard.

Haben wir noch nöthig, das Ziel ſeines Laufes zu bezeichnen?

In demſelben gymnaſtiſchen Schritte forteilend, folgte Petrus dem Boulevard des Italiens, und hielt erſt eine kurze Strecke an, ehe er an das Gitter gelangte, hinter welchem das Hotel des Marſchalls von Lamothe-Haudon lag.

Nachdem er das Boulevard inſpicirt und ſich verſichert hatte, daß es beinahe verödet war, wagte es Petrus, am Gitter vorüberzugehen.

Er ſah nichts, und es ſchien ihm nicht, er ſei geſehen worden; er kehrte auch wieder um, lehnte ſich an eine ungeheure Eiche an, und ſchlug die Augen zu den Fenſtern von Regina auf.

Ach! die Sonne ſchoß in ihrer Fülle in die Vorhänge und die Sommerläden waren geſchloſſen; doch er war ſicher, es würde ſich vor Abend der eine oder andere von dieſen Läden erheben und die weiße Freundin ſehen laſſen, von der er ſeit einer Ewigkeit getrennt war.

Die Woge der Reflexionen ſchlug indeſſen an ſeinen Geiſt.

Was that ſie in dieſem Augenblicke? war ſie zu Hauſe? dachte ſie an ihn gerade zu dieſer Stunde, wo er in ihrer Nähe war?

So öde gewöhnlich das Boulevard des Invalides iſt, von Zeit zu Zeit fährt ein verirrter Wagen vorüber.

Einer von dieſen Reiſenden kam nach der Seite von Petrus.

Petrus verließ ſeinen Baum und ſetzte ſich in Bewegung.

Er kannte längſt die Märſche und Gegenmärſche, die er zu machen hatte, um die Blicke der Vorübergehenden und die Inquiſitionen der Nachbarn auf eine falſche Spur zu bringen.

Er nahm ſeinen gymnaſtiſchen Schritt wieder an und ging mit der Geſchwindigkeit eines äußerſt geſchäftigen Menſchen, den es drängt, am Ziele ſeines Laufes anzukommen.

Zuweilen war es Regina unmöglich, ſich völlig zu zeigen und ſich dieſer ausdrucksvollen Telegraphie hinzugeben, welche von den Verliebten erfunden wurde, lange ehe es den Regierungen einfiel, ein Mittel der politiſchen Correſpondenz daraus zu machen; dann vermuthete ſie aber, Petrus ſei da; ſie ließ das Ende einer Echarpe, eine Haarlocke flattern; ſie ließ durch die Zwiſchenräume ihrer Jalouſie ihren Fächer oder ihr Taſchentuch fallen, — manchmal eine Blume.

Ah! Petrus fühlte ſich ſehr glücklich, wenn es eine Blume war; das bedeutete: „Komm' heute Abend wieder, lieber Petrus; ich hoffe, wir werden einige Augenblicke mit einander zubringen können."

Andere Male erblickte er weder Echarpe, noch Haare, noch Taſchentuch, noch Fächer, noch Blumen; doch ohne ſie zu ſehen, gelang es ihm, ihre Stimme zu hören: es war ein Befehl, den ſie einem Dienſtboten gab; es war das Geräuſch eines Kuſſes, der auf die Stimme von der kleinen Abeille erſcholl, und

ſein Echo — ein köſtliches Echo, im Herzen des jungen Mannes hatte.

Doch die beſten Stunden von Petrus waren die Stunden des Abends und der Nacht, ſelbſt wenn er keine Hoffnung mehr hegte, Regina zu ſehen.

Hatte die junge Frau die Blume fallen laſſen oder nicht fallen laſſen, welche fallend ein Rendezvous bezeichnete, — ſobald die Dunkelheit eingetreten war, lehnte ſich Petrus an ſeinen Baum an. Er hatte ſeinen Lieblingsbaum, von dem aus er beſſer ſah, wo er beſſer geſehen wurde.

Die Augen unbeſtimmt auf die ganze Façade des Hauſes geheftet, verlor er ſich hier in köſtlichen Träumereien, in bezaubernden Beſchauungen. Regina ahnte nicht einmal ſeine Gegenwart; denn ſicherlich würde ſie, hätte ſie geglaubt, Petrus ſei hier, Mittel gefunden haben, ihr Fenſter zu öffnen und ihm auf dem Mondſtrahle, auf dem Funkeln eines Sternes den Kuß zuzuſenden, den er ſo wohl verdient.

Doch nein, in dieſen Nächten, wo ihm nichts verſprochen war, verlangte Petrus nicht einmal einen Kuß, ein Wort, nur einen Blick.

Sah er ſie ſodann wieder, ſo hütete er ſich wohl, ihr zu ſagen: „Alle meine Traumſtunden, o meine vielgeliebte Regina! habe ich bei Ihnen zugebracht!“ Nein, er hätte im Herzen der jungen Frau alle die während ihres keuſchen Schlafes eingeſchlummerten Zärtlichkeiten aufzuwecken befürchtet.

Er behielt alſo für ſich das ſüße Geheimniß ſeiner nächtlichen Spaziergänge; beglückt durch ſein Wachen zu der Stunde, wo Regina ſchlief, wie die

Mütter glücklich sind während des Schlafes ihrer Kinder.

Gott allein weiß, und Gott allein vermöchte die Freuden ohne Beimischung zu nennen, — denn die arme menschliche Sprache ist sehr arm, um die inneren Glückseligkeiten auszudrücken, — Gott allein vermöchte die Freuden ohne Beimischung, die reinen Gemüthsbewegungen zu nennen, welche die fünfundzwanzigjährigen Herzen während dieser Stunden stiller Träumereien und stummer Beschauungen unter den Fenstern einer geliebten Frau zugebracht, liebkosen. Da gehören der Himmel, die Luft, die Erde dem Liebenden; nicht allein die Welt, die er unter seinen Füßen tritt, sondern alle die Welten, die über seinem Haupte hinrollen. Von den Fetzen der Materie befreit, strahlt seine Seele wie ein weißer Stern, in einem reinen Aether zwischen den Menschen und Gott.

Doch, man muß sagen, die Zeit ist kurz, während welcher die Engel ihre weißen Flügel der liebenden Seele leihen, und es kommt zu rasch ein Augenblick, wo, wenn sie es wagt, ihren Flug wieder zu nehmen, das Gewicht des Körpers, erschwert durch die Jahre, sie gebrochen auf die Erde niederfallen macht.

Es versteht sich von selbst, daß Petrus, von seinem Vorübergehenden verjagt, zurückkam, sobald der Vorübergehende sich entfernt hatte.

Seine Seele schwebte im Himmel mit Engelsflügeln.

Und es machte doch nicht die geringste Bewegung die starren Sommerläden zittern; die Secunden, die Minuten, die Stunden verliefen; ohne Zweifel war

Petrus zu ſpät gekommen, Regina war ſchon ausgegangen.

Doch gleichviel! gegenwärtig oder abweſend, ſprach Petrus mit ihr; er erzählte ihr die lange Elegie ſeiner Mißgeſchicke. Wie hatte er, der Wahnſinnige! glauben können, um ihr zu gefallen, müſſe er anders erſcheinen, als er war; den Luxus des Reichthums, und nicht den des Genies aushängen; und, in ſeiner Einbildungskraft, hörte ihn Regina an, hörte ſie ihn an, zuckte ſie die Achſeln, nannte ſie ihn Kind! ſtrich ſie mit ihren zarten weißen Händen durch ſeine fahlen Haarlocken, ſchaute ſie ihn mit ihren erlöſchenden Augen an und ſagte: „Wieder! wieder!“ ſo daß er, über ſich ſelbſt ſpottend, Alles erzählte, bis auf den Beſuch ſeines Vaters, bis auf die Geſchichte des Pachthofes; und Regina lachte nicht mehr, ſpottete nicht mehr, Regina weinte, und ſie ſagte zu ſich ſelbſt, während ſie weinte: „Arbeite, mein Petrus, und ſei ein Mann von Genie. Ich werde, das verſpreche ich Dir, die Hand betrachten, die den Pinſel führt, und nicht den Handſchuh, der dieſe Hand bedeckt. Arbeite, und begegne ich Dir nicht mehr auf der Promenade im Walde auf Deinem Apfelſchimmel, mit dem ſchwarzen Schweife und der ſchwarzen Mähne, der das Auge und die Füße der Gazelle hat, welche er zu verfolgen beſtimmt ſcheint, ſo werde ich mir ſagen: „„Mein Van Dyck arbeitet und bereitet ſeine Ruhmeswerke für die nächſte Ausſtellung.““ Arbeite, mein vielgeliebter Petrus, und ſei ein Mann von Genie!“

Petrus war ſo weit in ſeinen Träumereien, als

er das Geräusch eines Wagens hörte, der von der Seite der Invalides kam.

Er wandte sich um: es war Regina, die mit der Marquise de la Tournelle und dem Marschall von Lamothe-Haudon nach Hause kehrte.

Petrus entfernte sich zum zweiten Male vom Baume, doch so, daß er, wenn er gesehen wurde, nur von Regina erkannt werden konnte.

Noch wagte er es nicht, den Kopf umzudrehen.

Er hörte das schrille Geräusch des Gitters, das geöffnet und wieder geschlossen wurde, das Aechzen des colossalen Schlüssels, der sich im Schlosse drehte.

Erst dann wandte er sich um: die Calesche war eingefahren.

Es schlug halb sechs Uhr bei den Invaliden.

Man speiste bei seinem Oheim auf den Schlag sechs Uhr: er hatte ungefähr noch zwanzig Minuten.

Petrus verlor keine Zeit und stellte sich wieder auf seinen Beobachtungsposten.

Doch er sagte sich selbst, Regina könne nicht sogleich, nachdem sie zurückgekehrt, in ihr Zimmer hinaufgehen und sich an ihren Laden stellen; sie brauchte ein paar Minuten, eine Gelegenheit, einen Vorwand; hatte sie ihn überhaupt nur gesehen? Man erinnert sich, daß Petrus es nicht gewagt hatte, den Kopf umzudrehen.

Es schlug drei Viertel auf der Uhr der Invaliden.

Während der letzte Schlag noch in der Luft vibrirte, that sich der Laden auseinander und gewährte zuerst dem blonden Kopfe von Abeille Durchgang.

Ihr erster Blick sagte Petrus, sie wisse, er sei da.

Seit wie lange war er da? Das hatte Petrus völlig vergessen, das hätte er nicht sagen können.

Was Regina betrifft, sie sagte wohl klar mit ihren Augen: „Es ist nicht meine Schuld, man nahm mich mit. Ich wollte nicht ausgehen, ich wußte, Du kämest, ich erwartete Dich. Verzeih' mir, ich konnte nicht früher kommen; doch nun bin ich hier . . ."

Sodann lächelte Regina, als wollte sie noch beifügen: „Sei unbesorgt, mein Geliebter, ich werde Dir Rechenschaft tragen für die Zeit, die Du durch mich verloren hast, und es ist Dir eine Ueberraschung von mir vorbehalten!"

Was für eine Ueberraschung war dies?

Regina lächelte immer.

Petrus konnte nicht mehr daran denken, daß die Zeit verstrich, daß ihn sein Oheim beim Mittagsbrode erwartete, und daß sein Oheim, wie Ludwig XIV., in Wuth gerieth, wenn er warten mußte.

Endlich nahm Regina eine Rose, die mitten aus den blonden Haaren der kleinen Regina Abeille hervorstach; sie hob die Rose bis zur Höhe ihrer Lippen empor, ließ sie fallen, indem sie einen Kuß in den Wind warf, und schloß den Laden wieder.

Petrus stieß einen Freudenschrei aus: er würde sie in der Nacht wiedersehen.

Als sodann der Laden wieder geschlossen und Millionen von erwiederten Küssen gegen den übersandten Kuß gegeben waren, dachte er an seinen Oheim, zog seine Uhr und schaute nach der Stunde.

Es war sechs Uhr weniger fünf Minuten.

Petrus stürzte sich in die Rue Plumet, sprin-

gend wie ein junger Hirsch bei seinem ersten Lanciren.

Für einen Läufer von Profession waren es zehn Minuten vom Hotel de Lamothe-Haudon bis zum Hotel Courtenay: Petrus brauchte nur sieben.

Der General Herbel war so höflich gewesen, zwei Minuten auf seinen Neffen zu warten; doch des Krieges müde, setzte er sich an den Tisch, als die zwei Glockenschläge ertönten, welche verkündigten, der verspätete Gast komme so eben an.

Der General hatte seine Krebssuppe zur Hälfte gegessen.

Beim Anblicke des Verspäteten runzelte sich seine Stirne übermäßig, und auf eine so olympische Weise, daß der Oesterreicher Franz, der Petrus ungemein liebte, leise in seiner Muttersprache ein Gebet für ihn verrichtete.

Doch das Gesicht des Generals nahm seine gewöhnliche Heiterkeit bei der beklagenswerthen Erscheinung von Petrus wieder an.

Petrus troff von Schweiß.

„Bei meiner Treue!“ sagte der General, „Du hättest einen Augenblick im Vorzimmer bleiben sollen, um das Wasser ablaufen zu lassen: Du wirst Deinen Stuhl durchnässen.“

Petrus kam munter dem Gebrumme seines Oheims entgegen.

Der General konnte gegen ihn alle Flammen der Hölle ausspeien: Petrus hatte das Paradies im Herzen.

Er ergriff die Hand seines Oheims, küßte sie und setzte sich ihm gegenüber.

XLVII.

Frühling, Jugendzeit des Jahres! Jugend, Frühlingszeit des Lebens!

Um vier Uhr verließ Petrus seinen Oheim und schlug den Weg nach der Straße Notre-Dame des Champs ein.

Ehe er bei sich eintrat, erhob er den Blick nach seinem armen Atelier, das in fünf Tagen so verödet sein sollte, und sah dort Licht.

„Jean Robert oder Ludovic," murmelte er.

Und er ging an dem Concierge mit einer Verbeugung des Kopfes vorüber, welche sagen wollte: „Ich nehme den Schlüssel nicht, weil man mich erwartet."

Der junge Mann täuschte sich nicht: es war Jean Robert, der ihn erwartete.

Kaum erschien Petrus auf der Schwelle, als Jean Robert sich in seine Arme stürzte und ausrief:

„Erfolg, mein lieber Petrus! Erfolg!"

„Was für ein Erfolg?" fragte Petrus.

„Wenn ich sage Erfolg," fuhr Jean Robert fort, „so sollte ich eigentlich Enthusiasmus sagen."

„Wovon sprichst Du? nun!" fragte Petrus lächelnd; „denn wenn Du einen Erfolg hattest, werde ich Dir applaudiren; wenn Enthusiasmus, so will ich ihn theilen."

„Wie, was für Erfolg? wie, was für Enthusiasmus? Du hast wohl vergessen, daß ich diesen Morgen den Schauspielern der Porte Saint-Martin vorlas . . ."

„Ich habe es nicht vergeſſen, ich wußte es nicht. Alſo ein enthuſiaſtiſcher Erfolg?“

„Ungeheuer, mein Freund! Sie ſind alle wie vernarrt! Beim zweiten Acte ſtand Dante auf und kam auf mich zu, um mir die Hand zu drücken; beim dritten hat mich Beatrice umarmt; — Du weißt, daß die Dorval die Beatrice ſpielt; und als endlich die Leſeprobe vorüber war, fielen mir alle, Schauſpieler und Director, Regiſſeur, Souffleur, kurz alle Welt um den Hals.“

„Bravo, mein Herzlieber!“

„Und ich brachte Dir meinen Theil Zufriedenheit.“

„Danke, Dein Erfolg entzückt mich mehr, als er mich überraſcht. Wir hatten ihn Dir vorausgeſagt, Ludovic und ich.“

Und Petrus ſtieß einen Seufzer aus.

In ſein Atelier zurückkehrend, das er nicht wieder geſehen, all' dieſen mit ſo viel Mühe zuſammengebrachten Gegenſtänden der Kunſt und der Phántaſie gegenüberſtehend, war es Petrus vor die Seele getreten, daß er das alles verlaſſen müſſe, und dieſe ungemiſchte Freude Jean Roberts hatte ſeiner Bruſt einen Seufzer entriſſen.

„Nun, nun,“ ſagte Jean Robert, „Du kehrſt ja ſehr traurig von St. Malo zurück, lieber Freund, und nun iſt es an mir, Dich zu fragen: Was haſt Du?“

„Und an mir iſt es, Dir zu antworten: Du haſt alſo vergeſſen?“

„Was?“

„Nun, wenn ich all' dieſe Dinge wieder ſehe, all'

dieſes Gerümpel, all' dieſe großen Käſten, all' dieſe Meubel, die ich verlaſſen ſoll, geſtehe ich Dir, daß mir der Muth fehlt und daß mein Herz blutet."

„Du willſt all' das verlaſſen, ſagſt Du?"

„Gewiß."

„Du willſt Deine Wohnung als eingerichtetes Logis vermiethen, oder willſt eine Reiſe machen?"

„Wie, Du weißt nicht?"

„Was?"

„Salvator hat Dir nicht geſagt?"

„Nein."

„Nun gut, ſo wollen wir von Deinem Stücke ſprechen."

„Nein, bei Gott, ſprechen wir von Deinem Seufzer. Man ſoll nicht ſagen, ich ſei heiter, während Du traurig biſt."

„Mein Lieber, nächſten Sonntag werde ich all' das verkaufen laſſen."

„Wie, Du wirſt das alles verkaufen laſſen?"

„Ja."

„Du verkaufſt Deine Meubles?"

„Lieber, wenn das meine Meubles wären, würde ich ſie nicht verkaufen laſſen."

„Erkläre Dich."

„Sie werden erſt dann mir gehören, wenn ich ſie bezahlt habe, und ich verkaufe ſie, um ſie zu bezahlen."

„Ich begreife."

„Nein, Du begreifſt nicht."

„So ſprich."

„Wahrhaftig, ich ſchäme mich, meinem beſten Freunde meine Schwächen zu enthüllen."

„Nun, nur zu!“

„Gut denn, mein Lieber, ich war ganz einfach im Zuge, meinen Vater zu ruiniren.“

„Du?“

„Ja, meinen tapfern und würdigen Vater! Ich habe noch zur rechten Zeit innegehalten, mein Freund: in einem Monate wäre es zu spät gewesen.“

„Petrus, mein lieber Freund, ich habe in meiner Schublade drei mit Garat unterzeichnete Billets, nicht blos einer der leserlichsten, sondern auch einer der schätzenswerthesten Unterschriften, die ich kenne: ich brauche nicht zu sagen, daß sie zu Deiner Verfügung stehen.“

Petrus zuckte mit den Achseln, und die Hand seines Freundes drückend, fragte er ihn:

„Und Deine Reise?“

„Erstens, lieber Petrus, würde ich zu traurig reisen, wenn ich Dich traurig wüßte; dann habe ich meine Proben, meine Aufführung.“

„Und dann noch eine andere Sache,“ sagte Petrus lächelnd.

„Wie, noch eine andere Sache?“ fragte Jean Robert.

„Ist es denn zu Ende, Rue Lafitte?“

„O, großer Gott, warum sollte es zu Ende sein? Es ist, als wenn ich Dich fragte: Ist es zu Ende, Boulevard des Invalides?“

„Scht! Jean!“

„Aber Du lässest mich daran denken, Du weisest meine armen dreitausend Franken zurück, weil Du nicht wüßtest, was damit anfangen.“

„Mein Lieber, es ist nicht deßhalb, obgleich Du

in einem Punkte Recht haben könntest: nämlich, daß mir tausend Thaler nicht zureichen würden."

„Nun gut, höre: befriedige immerhin mit meinen tausend Thalern die Ungeduldigsten; lasse sie auf meine Aufführung warten; am Tage nach derselben wird man Porcher aufsuchen und zehntausend Franken erheben, ja fünfzehntausend Franken, wenn es absolut sein muß, ohne einen Sou Interesse."

„Wer ist Porcher, mein Freund?"

„Ein einziger Mensch, die rara avis des Juvenal, der Nährvater der Schriftsteller, der wahre Minister der schönen Künste, von der Vorsehung beauftragt, dem Genie Aufmunterungen und Prämien zu Theil werden zu lassen. Willst Du, daß ich zu ihm gehe und ihm sage, Du machest ein Stück mit mir? Er wird Dir zehntausend Franken darauf leihen."

„Du bist ein Narr! Mache ich denn Stücke?"

„Du bist nicht so dumm, ich weiß das: aber ich werde es allein schreiben."

„Ja, und ich werde theilen."

„Gut! Du gibst mir zurück, wenn Du kannst."

„Dank, mein Lieber, das wenn ich kann käme zu spät, wenn es je käme."

„Ja, ich begreife, Du würdest lieber einen Juden vom Stamme Levi suchen: man hat keine Gewissensbisse, sie warten zu lassen, sie holen sich immer wieder ein."

„Einen Juden so wenig als einen andern, mein Freund."

„Teufel! Teufel! Teufel! Nun, da sieht man, daß die Kunst ihre Grenzen hat. Wie! man ist dramatischer Schriftsteller, man ist im Stande, Zufälle

zu schaffen und sich daraus herauszuhelfen, Situationen zu verwickeln und zu entwickeln; man hat die Prätension, Comödien zu machen wie Beaumarchais, Tragödien wie Corneille, Dramen wie Shakespeare, und verwickelt sich die Füße in der Wolle seiner Schafe, wie der Rabe, der den Adler nachahmen will. Wie! man ist arme fünfundzwanzigtausend oder dreißigtausend Franken vielleicht schuldig, man hat die Mittel in den Händen oder im Kopfe oder im Herzen, sie eines Tages zu bezahlen, aber provisorisch weiß man nicht, an welchen Helden man sich wenden soll: und was thun?"

„Arbeiten," sagte im Fond des Atelier eine sanfte und sonore Stimme.

Aus diesen einzigen Worten wird man ahnen, wer der gute Geist war, der auf solche Weise einem unentschiedenen Freunde und verlegenen dramatischen Schriftsteller zu Hülfe kam.

Es war Salvator.

Die beiden Freunde drehten den Kopf zu gleicher Zeit, Jean Robert mit einem Gefühle der Freude, Petrus mit einem Gefühle der Dankbarkeit. Beide boten dem Neuankommenden die Hand.

„Guten Abend, meine Meister," sagte er; „es scheint, daß wir bei der großen menschlichen Frage angekommen waren: „„Ist es erlaubt zu leben, ohne zu arbeiten?""

„Ganz richtig," sagte Petrus, „und einem erpichten Arbeiter, Jean Robert, der mit sechsundzwanzig Jahren mehr gethan, als Akademiker mit vierzig, antwortete ich: „„Nein, hundert Mal nein, lieber Freund, nein!""

„Wie, unſer Poet rühmte die Trägheit? Laſſen Sie ſich von Careau empfangen, mein Lieber: Sie machen alle Monate, alle Vierteljahre, ja ſelbſt alle Jahre ein Gedicht und man wird nicht mehr von Ihnen verlangen.“

„Nein: er bot mir ganz einfach ſeine Börſe.“

„Nehmen Sie ſie nicht an, Petrus: wenn Sie dieſen Dienſt von einem Freunde annehmen würden, hätte ich den Vorrang beanſprucht.“

„Ich würde ihn von Niemand annehmen, Freund,“ ſagte Petrus.

„Das bin ich überzeugt,“ antwortete Salvator; „das iſt auch der Grund, weßhalb ich kein Anerbieten machte, ich wußte ja, daß Sie nichts annehmen würden.“

„Nun,“ ſagte Jean Robert, indem er ſich an Salvator wandte, „Ihr Rath iſt, daß wir verkaufen?“

„Ohne Zögern?“ antwortete Salvator.

„Verkaufen wir denn,“ ſagte Petrus entſchloſſen.

„Verkaufen wir!“ ſagte Jean Robert mit einem Seufzer.

„Verkaufen wir,“ ſagte Salvator.

„Verkaufen wir!“ ſagte eine vierte Stimme, welche wie ein Echo im Hintergrunde des Ateliers erwachte.

„Ludovic!“ ſagten die drei Freunde.

„Wir ſind alſo im Zuge zu verkaufen?“ fragte der junge Doctor, indem er mit zwei offenen Händen und einem Lächeln auf ſeinen Lippen vortrat.

„Ja.“

„Und was? . . . Darf man wiſſen?“

„Unſer Herz, Skeptiker!“ ſagte Jean Robert.

„Nun, meinetwegen verkauft das Eure, wenn Ihr wollt," ſagte Ludovic; „was das meine betrifft, ſo ziehe ich es aus dem Schaukäſtchen zurück: es hat ſeine Beſchäftigung gefunden."

Und ohne ſich weiter mit dem fraglichen Kaufe zu beſchäftigen, begannen die vier Freunde ein Geſpräch über Kunſt, Literatur und Politik, während der Keſſel vor dem Feuer ſang und ſie ſelbſt eine Taſſe Thee bereiteten.

Der Thee iſt nur gut — zeichnet euch dieſes für Liebhaber wichtige Axiom auf — der Thee iſt nur gut, wenn man ihn ſelbſt bereitet.

Jeder blieb bis Mitternacht.

Aber bei dem Schlage Mitternacht erhoben ſie ſich wie von einem electriſchen Faden berührt.

„Mitternacht!" ſagte Jean Robert, „ich muß nach Hauſe gehen."

„Mitternacht," ſagte Ludovic, „ich muß nach Hauſe gehen."

„Mitternacht," ſagte Salvator, „ich muß gehen."

„Und auch ich," ſagte Petrus.

Salvator bot ihm die Hand.

„Nur wir zwei haben die Wahrheit geſprochen, mein lieber Petrus," ſagte der Commiſſionär.

Jean Robert und Ludovic begannen zu lachen.

Alle vier ſtiegen heiter die Treppe hinab.

An der Thüre blieben ſie ſtehen.

„Soll ich euch allen ſagen," begann Salvator, „wo ihr hingeht?"

„Ja," antworteten die drei jungen Leute.

„Sie, Jean Robert, gehen nach der Rue Lafitte."

Jean Robert machte einen Schritt zurück.

„Nun einem andern," sagte er lachend.

„Sie, Ludovic, wollen Sie, daß ich Ihnen sage, wohin Sie gehen?"

„Sprechen Sie."

„Rue d'Ulm."

„Das ist richtig," sagte Ludovic zurückprallend.

„Und Sie, Petrus?"

„O, ich . . ."

„Boulevard des Invalides. — Nun, Petrus, Muth!"

„Ich werde welchen haben," sagte Petrus, indem er Salvator die Hand drückte.

„Und Sie," sagte Jean Robert, „wo gehen Sie hin? Sie begreifen, lieber Freund, daß Sie nicht unsere drei Geheimnisse bei sich tragen können, ohne daß wir jeder ein Stück von dem Ihrigen haben."

„Ich?" sagte Salvator mit einer ernsten Miene.

„Ja, Sie!"

„Ich will suchen, Herrn Sarranti zu retten, den man in acht Tagen hinrichtet."

Und jeder ging seines Weges.

Aber die drei jungen Leute entfernten sich nachdenklich.

Wie viel größer war er als sie. Dieser geheimnißvolle Arbeiter, der in der Stille ein so großes Werk vollendet und, während jeder von ihnen nur eine Frau liebte, die ganze Menschheit mit seiner Liebe umfaßte.

Es ist wahr, er liebte Fragola und Fragola liebte ihn!

XLVIII.

Rue Lafitte.

Folgen wir jedem unſerer Helden: vielleicht machen wir auf dieſem Wege einige Schritte vorwärts in unſerer Geſchichte.

Nach der hierarchiſchen Ordnung wollen wir mit Jean Robert beginnen.

Es iſt weit von der Rue de l'Oueſt nach der Rue Lafitte; Jean Robert nahm deßhalb in der Rue de Vaugirard ein Cabriolet, das ihm begegnete, als es leer nach der Barrière du Maine zurückfuhr. Gegen den Schluß des Jahres 1827 endigte Paris bei La Nouvelle Athènes und La Nouvelle Athènes begann bei der Straße Saint-Lazare.

Beim erſten Drittel der Straße ließ Jean Robert den Kutſcher halten.

Der Kutſcher hatte ihn unnützer Weiſe nach der Nummer gefragt.

„Ich werde Sie anrufen," hatte Jean Robert geantwortet.

Es ſchlug auf der Kirche Notre-Dame de Lorette, die damals eben vollendet worden, ein Viertel nach Mitternacht.

Jean Robert bezahlte ſeinen Kutſcher als zufrieden geſtellter Poet und befriedigter Liebhaber; dann ſchlich er in ſeinen Mantel gehüllt an den Mauern hin. Zu jener Zeit trugen die jungen Leute wie jene Titelblattportraits von Byron, Chateaubriand und Herrn von Arlincourt noch Mäntel.

Bei Nr. 24 angekommen, blieb Jean Robert stehen.

Die Straße war leer. Er zog neben der sichtbaren Glocke einen beinahe unsichtbaren Knopf und wartete.

Der Concierge zog nicht den Cordon, sondern kam selbst, um zu öffnen.

„Nathalie," sagte Jean Robert halblaut, indem er ein Goldstück in die Hand des aristokratischen Concierge gleiten ließ, um ihn für die nächtliche Störung zu entschädigen.

Der Concierge machte ein Zeichen des Verständnisses, kehrte mit Jean Robert in sein Stübchen zurück und öffnete eine Thüre, die auf eine Dienerschaftstreppe führte.

Jean Robert eilte hinauf.

Der Concierge schloß die Thüre hinter ihm.

Dann betrachtete er das Goldstück und sagte:

„Pest! Mademoiselle Nathalie scheint da einen hübschen Handel gemacht zu haben: jetzt wundert's mich nicht mehr, daß sie so elegant ist."

Jean Robert stieg die Treppe mit einer Eile hinauf, welche zugleich von seiner Kenntniß der Localitäten, wie von seinem Wunsche zeugte, möglichst rasch in den dritten Stock zu kommen, welcher das Ziel seiner nächtlichen Excursion war.

Dies war um so wahrscheinlicher, als eine halb in der Dunkelheit verlorene Gestalt seine Ankunft zu erwarten schien.

„Bist Du es, Nathalie?" sagte der junge Mann.

„Ja, mein Herr," antwortete eine Zofe, deren

tadelloſer Anzug vollkommen rechtfertigte, was der Concierge ſo eben geſagt.

„Deine Herrin?“

„Sie iſt unterrichtet.“

„Kann ſie mich empfangen?“

„Ich hoffe.“

„Melde mich, Nathalie, melde mich.“

„Will der Herr indeſſen in den Taubenſchlag eintreten?“ fragte die moderne Marton lächelnd.

„Wo Du willſt, Nathalie, wo Du willſt, mein Kind, vorausgeſetzt, daß, wo ich eintrete, ich nicht lange warten muß.“

„O was das betrifft, ſeien Sie ruhig, Sie können ſich rühmen, daß man Sie liebt.“

„Wahr, Nathalie, man liebt mich?“

„Nun Sie verdienen es auch.“

„Schmeichlerin!“

„Ein Mann, von dem man in den Journalen ſpricht.“

„Wohl wahr, aber ſpricht man nicht auch von Herrn von Marande in den Journalen?“

„Ja wohl, aber das iſt nicht daſſelbe.“

„Gut.“

„Er iſt kein Dichter.“

„Nein, dafür iſt er aber Banquier. Ach, Nathalie, wenige Frauen würden, wenn ſie zwiſchen einem Dichter und einem Banquier zu wählen hätten, den erſteren wählen . . .“

„Aber meine Herrin . . .“

„Deine Herrin, Nathalie, iſt keine Frau, das iſt ein Engel.“

„Und ich, was bin denn ich?“

„Eine abſcheuliche Schwätzerin, die mich meine Zeit verlieren läßt.“

„Treten Sie ein,“ ſagte die Zoſe, „man wird die verlorene Zeit einzuholen ſuchen.“

Und damit drängte ſie Jean Robert in das, was der junge Mann den Taubenſchlag nannte.

Es war ein reizendes kleines Zimmer, ganz perſiſch ausgeſchlagen, wie das Toilettencabinet, das daran ſtieß: die Sopha's, die Kiſſen, die Vorhänge, das Bett, alles war perſiſch. Eine Nachtlampe, welche am Plafond in einer Ampel von rothem böhmiſchem Glaſe hing, beleuchtete dieſes kleine Zelt, das dem ähnlich ſah, welches die Sylphen und Undinen für die Feenkönigin aufſchlagen, wenn ſie in ihren Staaten reist.

Und wirklich, wenn Frau von Marande Jean Robert nicht empfangen konnte, brachte ſie hier eine Stunde mit ihm zu; ſie hatte das kleine Zimmer ſelbſt nach ihrem Geſchmack zu dieſem Zwecke und in dieſer Abſicht eingerichtet.

Nur weil es ſich unter dem Dache befand, nannten es Jean Robert und die junge Frau den Taubenſchlag.

Und das kleine Zimmer verdiente ſeinen Titel, nicht nur, weil es ſich im dritten Stockwerk befand, ſondern auch weil man ſich dort zärtlich liebte.

Niemand, mit Ausnahme von Frau von Marande, Jean Robert, Nathalie und dem Tapezier, der es eingerichtet, wußte von der Exiſtenz dieſes Schmetterlingsgehäuſes.

Hier in dieſem Schlupfwinkel waren alle die tauſend Erinnerungen, die den Reichthum wahrer Liebe

bilden, eingeschlossen: die abgeschnittenen Haarlocken, die aus den Haaren gefallenen und am Herzen aufbewahrten Bänder, die welken Bouquets von Parmaveilchen, bis zu den Aderkieseln herab, welche am Meeresstrande gesammelt worden, wo die beiden Liebenden sich zum ersten Male begegnet hatten und mit einander umhergeirrt waren; hier wurden — weit das Kostbarste von Allem — die Briefe aufbewahrt, mit Hülfe derer sie seit dem ersten Tage, am dem sie sich ihre Liebe gestanden, ihren Lebenslauf Welle um Welle, Raum um Raum, Blume um Blume an ihrem Blicke vorüberziehen lassen konnten: jene Briefe, welche beinahe immer eine Katastrophe in der Liebe sind und die man sich nichtsdestoweniger schreiben muß, und die man nichtsdestoweniger nicht den Muth hat, zu verbrennen; und doch könnte man sie verbrennen und die Asche aufbewahren, aber die Asche ist das Bild des Todes, das Emblem des Nichts.

Es lag dort auf dem Kamin das kleine Portefeuille, in das beide dasselbe Datum, den 7. März, eingezeichnet; es lagen dort, zu beiden Seiten des Kaminspiegels, zwei kleine Blumenbilder, welche Frau von Marande gemalt, als sie noch ein junges Mädchen gewesen; es war dort ferner als eine seltsame Reliquie, an die Jean Robert mit dem Aberglauben der Poeten den vollkommensten Glauben hatte, über dem Kaminspiegel der elfenbeinerne Rosenkranz aufgehängt, mit dem Lydia zum ersten Male zur Communion gegangen; es war dort alles vereinigt, was in einem Zimmer, das nicht blos zum Zusammensein und zum Glücke, sondern auch zur Erwartung

und Träumerei bestimmt ist, das Warten erträglich machen, das Glück verdoppeln kann.

Uebrigens brauchen wir kaum zu sagen, daß Jean es nie war, welcher wartete.

Anfangs hatte er sich vollständig geweigert, von diesem Zimmer, das dem Hotel des Herrn von Marande entlehnt war, Gebrauch zu machen. Er hatte mit einem Zartgefühl, das gewissen auserlesenen Seelen entstammt, Lydia diesen Widerwillen ausgedrückt.

Aber Lydia hatte ihm geantwortet:

„Verlassen Sie sich deßhalb auf mich, und suchen Sie nicht zarter zu sein, als ich es bin; was ich Ihnen vorschlage, glauben Sie mir, kann ich Ihnen vorschlagen, es ist mein Recht.“

Und Jean Robert wollte sich die Erklärung dieses Rechtes geben lassen; aber Lydia hatte ihm das Wort kurz abgeschnitten.

„Verlassen Sie sich auf mein Feingefühl,“ hatte sie gesagt; „aber fragen Sie mich nicht weiter, denn Sie verlangen sonst, daß ich Ihnen ein Geheimniß enthüllen soll, das nicht das meine.“

Und Jean Robert, der am Ende verliebt wie ein Narr war, hatte die Augen geschlossen und sich an der Hand in den kleinen Taubenschlag der Rue Lafitte führen lassen.

Hier hatte er die süßesten Stunden seines Lebens verbracht.

Hier war, wie gesagt, alles süß, selbst das Warten.

In dieser Nacht, wie in allen anderen, war er in jener Geistes- und Gemüthsverfassung voll Reiz

und voll Zärtlichkeit, als er das herrliche Geschöpf erwartete, das er anbetete. Er küßte mit der Religion des Herzens den elfenbeinernen Rosenkranz, der am Hals des Kindes Lydia geruht, als er das Rauschen eines Pudermantels und den Schritt von Jemanden hörte, der sich näherte.

Er erkannte dieses doppelte Geräusch, und ohne seine Lippen von dem Rosenkranz zu heben, begnügte er sich mit einer halben Wendung nach der Thüre.

Der auf dem Elfenbein begonnene Kuß schloß auf der schauernden Stirn der jungen Frau.

„Habe ich auf mich warten lassen?" fragte sie lächelnd.

„So lange als ein Vogel auf sich warten ließe," sagte Jean Robert; „aber Sie wissen, liebe Lydia, der Schmerz mißt sich nicht nach seiner Dauer, sondern nach seiner Intensität."

„Und das Glück?"

„O das Glück läßt sich gar nicht messen."

„Das ist der Grund, weßhalb es weniger lange dauert, als der Schmerz? Kommen Sie, mein Herr Poet, man hat Ihnen Complimente zu machen."

„Nun, aber . . ." fragte Jean Robert, der zu Frau von Marande herabzusteigen denselben Widerwillen fühlte, den er anfangs in den Taubenschlag hinaufzusteigen gezeigt, „warum nicht hier?"

„Weil ich wollte, daß der Tag für Sie endige, wie er begonnen, zwischen Ihren beiden Liebhabereien, den Blumen und dem Wohlgeruch."

„O meine schöne Lydia!" sagte der junge Mann mit verliebten Blicken auf die junge Frau; „sind Sie

nicht ein Wohlgeruch und eine Blume? Und weßhalb ſollte ich, um meine beiden Liebhabereien zu finden, wie Sie ſagen, nöthig haben, anders wohin zu gehen, als wo Sie ſind?“

„Sie müſſen mir in allen Dingen gehorchen, und dieſen Abend habe ich mich dahin entſchieden, daß man Sie mit Lorbeeren kröne. Kommen Sie, Dichter, oder keine Krone.“

Jean Robert machte ſanft ſeine Hand von der Hand der ſchönen Zauberin los und trat ans Fenſter, deſſen Vorhang er leiſe emporhielt.

„Aber,“ ſagte er, „Herr von Marande iſt ja zu Hauſe?“

„Iſt er zu Hauſe?“ ſagte Lydia gleichgültig.

„Gewiß,“ ſagte Jean Robert.

„Ah!“ ſagte die junge Frau.

„Nun?“

„Nun, ich erwarte Sie . . . Ah, Sie kommen nicht wie ein Vogel und es genügt nicht, Ihnen ein Zeichen zu geben.“

„Lydia, ich ſchwöre Ihnen, daß Sie mich bisweilen erſchrecken.“

„Warum?“

„Weil ich Sie nicht mehr verſtehe.“

„Ja, nicht wahr? Und weil Sie ſich ſagen: Aber wahrhaftig, dieſe kleine Frau von Marande iſt doch . . .“

„Vollenden Sie nicht, Lydia; ich weiß, daß Sie nicht bloß eine anbetungswürdige Frau, ſondern auch ein ehrenwerthes Herz, eine zarte Seele ſind.“

„Nur zweifeln Sie . . . Herr Jean Robert.

Wollen Sie mir, ja oder nein, in mein Zimmer folgen? Es ist mein Recht, Sie dahin zu führen."

„Und Ihr Recht ist ein Geheimniß, das Ihnen nicht angehört?"

„Nein."

„Glücklicher Weise ist es, wie bei jedem Geheimniß, erlaubt, es zu vermuthen."

„Ueberzeugt, daß ich Ihnen in keiner Weise dabei helfe, ist mein Gewissen in Ruhe. Suchen Sie..."

„Ich glaube, daß ich gefunden habe, Lydia."

„Bah!" machte die junge Frau, indem sie ihre Augen öffnete, in denen noch mehr Zweifel als Erstaunen lag.

„Ja."

„Nun, wir wollen hören."

„Wenn ich das Richtige getroffen, werden Sie mir sagen, das ist's?"

„Nur weiter."

„Gut denn, ich kreuzte gestern mit Ihrem Gemahl in der Allee, die nach der Muette führt."

„Zu Pferd oder in einer Caleche?"

„Zu Pferde."

„Allein?"

„Muß ich Ihnen offen antworten?"

„O fahren Sie fort, Lieber, ich bin nicht eifersüchtig."

Und Frau von Marande sprach diese Versicherung mit so viel Freimüthigkeit aus, daß man leicht sehen konnte, es war die Wahrheit, die sie sprach.

„Nein, nein, er war nicht allein; er machte den Cavalier einer reizenden Amazone."

„Ah, wirklich?"

„Sage ich Ihnen etwas Neues?“

„Nein; ich ſehe aber kein Geheimniß bei alle dem hervorſpringen.“

„Nun wohl, ich dachte, weil Herr von Marande ſich keinen Skrupel daraus machte, nach dem Gehölz mit einer Andern als ſeiner Frau zu gehen, glauben Sie ein ähnliches Recht zu haben.“

„Ich habe nicht geſagt, daß ich ein Recht zu haben glaube, ſondern ich ſagte Ihnen, daß ich es habe.“

„Ich habe alſo nicht richtig vermuthet?“

„Nein.“

„Jetzt laſſen Sie mich eine Frage an Sie richten, Lydia.“

„Gut.“

„Werden Sie darauf antworten?“

„Kommt darauf an.“

„Wie geſchieht es, daß Herr von Marande, der ein anbetungswürdiges Geſchöpf wie Sie zur Frau hat, ſtatt der Liebhaber aller Frauen zu ſein . . .“

„Nun?“

„Nicht der Mann ſeiner eigenen iſt.“

„Das iſt eben das Geheimniß, das ich Ihnen nicht entdecken kann, mein lieber Poet.“

„Warum?“

„Ich wiederhole es Ihnen, weil es nicht mein Geheimniß iſt.“

„Aber weſſen Geheimniß iſt es denn?“

„Das Geheimniß des Herrn von Marande . . . Kommen Sie!“

Und Jean Robert, welcher keine weiteren Einwürfe

hatte, ließ ſich von der ſchönen Ariadne durch die Gänge des Labyrinthes des Hotel Lafitte führen.

„Nun," murmelte er ihr folgend, „es ſcheint wenigſtens, daß in dieſem Labyrinthe kein Minotaurus exiſtirt."

XLIX.

Rue d'Ulm.

Das Zimmer der Frau von Marande befand ſich, wie man weiß, auf der erſten Etage des Corps de Logis, welches den rechten Flügel des Hotels der Rue Lafitte oder d'Artois bildete, je nachdem man uns erlaubt, dieſe Straße mit ihrem gegenwärtigen Namen zu benennen, oder ihr den früheren Namen zu geben verlangt. Wir laſſen dort Jean Robert und Frau von Marande — aus einem Grunde, den ſelbſt der ſchwierigſte unſerer Leſer nicht ſchlecht finden wird — nachdem das Zimmer der Frau von Marande ſorgfältig und doppelt zwiſchen den beiden Liebenden und uns geſchloſſen iſt.

Was würden wir auch in dem Zimmer dieſer liebenswürdigen Frau von Marande, die wir von ganzer Seele lieben, zu thun Gefahr laufen.

Wir kennen dieſes Zimmer.

Folgen wir denn jenem friſch unter den Strahlen der Sonne ſich erſchließenden Dichter, den wir Ludovic nannten, nach dem minder ariſtokratiſchen Quartier, nach welchem er träumend dahin ſchlendert.

Er kam nach der Rue d'Ulm.

Wenn ihn Jemand gefragt, wie er dahin gekommen und durch welche Straßen, würde Ludovic sehr verlegen geworden sein.

Durch die schlecht geschlossenen Läden des Parterre, welches die Brocante, Babolin, Phares, Babylas und seine Genossen bewohnten, gewahrte Ludovic ein schwaches Licht. Dieses Licht wurde abwechselnd heller oder dunkler, ein Beweis, daß man noch auf war und daß man es von einem Zimmer ins andere trug.

Ludovic näherte sich und legte sein Auge an die Oeffnung, wie einer, der damit vertraut ist. Aber obgleich das Fenster halb geöffnet war, konnte Ludovic doch bezüglich der Stellung der Personen und des Platzes, den sie einnahmen, nichts sehen.

Wovon er sich überzeugt, das war, daß Rose-de-Noël noch nicht in das Entresol hinaufgestiegen, da dort nichts auf die Anwesenheit des Kindes deutete, weder die Nachtlampe mit ihrem sanften Lichte, welche in dem Zimmer brannte, noch der Rosenstock, der die Blume enthielt, welche seinen Namen trug, und den sie, wenn sie in ihr Zimmer kam, ans Fenster stellte, da Ludovic ihr streng verboten hatte, Blumen oder Pflanzen im Zimmer zu haben, wenn sie schlief.

Und Ludovic lauschte, da er nicht sehen konnte.

Die Rue d'Ulm, welche bei Tage schon still, wie die Vorstadt einer Provinzstadt, war um diese Zeit verlassen, wie eine Landstraße. Man konnte deßhalb, wenn man unausgesetzt horchte, beinahe wörtlich das Gespräch der Personen hören, welche das Parterre bewohnten.

„Was haſt Du denn, mein Liebling?“ fragte die Brocante.

Dieſe Frage war offenbar die Folge eines vor der Ankunft Ludovics begonnenen Geſprächs.

Aber Niemand antwortete.

„Nun, ich frage Dich, was Du haſt, mein Juwel,“ wiederholte die Zauberin mit unruhigerer Stimme.

Trotz dieſer verdoppelten Theilnahme dieſelbe Stille.

„O, o! der Liebling und das Juwel, an den Du Dich wendeſt, Mutter Brocante, iſt ein Gaſſenjunge und Grobian, daß er Dir nicht antwortet,“ ſagte Ludovic; „das iſt ohne Zweifel der Schuft von Babolin, der ſchmollt oder den Kranken ſpielt.“

Die Brocante fuhr mit ihren Fragen fort, aber immer ohne die geringſte Antwort zu bekommen, nur konnte man bemerken, daß auf einer unſichtbaren Tonleiter ihre Stimme von dem Tone der Sanftheit bis zum Tone der Drohung ſtieg.

„Wenn Du nicht antworteſt, Babylas,“ ſagte endlich die Zigeunerin, „ſo verſpreche ich Dir, mein Liebling, daß Du einen ſchlimmen Tanz bekommen ſollſt. Hörſt Du?“

Ohne Zweifel glaubte die Perſon oder vielmehr das Thier, an das ſich nach und nach die Fragen richteten, die wir erlauſcht, daß Gefahr für ſeine Haut vorhanden ſei, wenn es länger Stillſchweigen beobachte, denn es antwortete durch ein Knurren, das, ſich ins Unendliche verlängernd, zuletzt in ein ſchrecklich trauriges Geheul überging.

„Was haben wir denn, mein armer Babylas?“ rief die Brocante, indem ſie einen Ton ausſtieß,

das eine gewisse philologische Aehnlichkeit mit dem Knurren ihres Lieblingshundes hatte.

Babylas, der diese neue Frage ganz wohl verstanden zu haben schien, antwortete ohne Zweifel durch ein neues ausführlicheres Knurren, als das erste, denn die Brocante rief mit dem Tone des lebhaftesten Erstaunens:

„Ist es möglich, Babylas?"

„Ja," antwortete der Hund in seinem Idiom.

„Babolin!" rief die Brocante, „Babolin! kleiner Bettler!"

„Was gibt's? was gibt's?" fragte Babolin, zur Unzeit aus seinem ersten Schlaf gerissen.

„Meine Karten, Schurke!"

„O! o! o! Karten um diese Stunde, gut, gut, gut, es fehlt uns nur das noch!"

„Meine Karten, sage ich Dir."

Aber Babolin antwortete nur durch eine Art Knurren, welches andeutete, daß der gute Alte der Muttersprache von Babylas nicht fremd war.

„Laß es mich nicht zweimal sagen, elendes Bübchen!" sagte die Alte.

„Was wollt Ihr mit Euren Karten um diese Stunde thun?" sagte der Straßenjunge in dem Tone eines Mitunterredners, der daran zu verzweifeln beginnt, seinem Gegner Vernunft beizubringen. „Eure Karten, das ist hübsch, geht! Wenn die Polizei wüßte, daß Ihr die Karten zu so ungebührlicher Zeit, zwei Uhr Morgens, schlagt . . ."

„O mein Gott!" sagte die sanfte Stimme Rose-de-Noëls, „ist es wahr, daß es zwei Uhr Morgens ist?"

„Nein, Töchterchen, es ist kaum Mitternacht," sagte Babolin, „sieh nur selbst zu."

Wie um den Streit zu schlichten, schlug die Pendeluhr halb.

„Da hörst Du's ja, es schlägt ein Uhr!" rief Babolin.

„Das heißt halb ein Uhr," warf die Brocante ein, die nicht das letzte Wort haben wollte.

„O ja, halb ein Uhr. Wer sagt das? Dein verwünschter Kuckuck, der nur mit einem Flügel schlägt. Nun, guten Abend, Mama! seid recht freundlich und laßt den armen Babolin ruhig pioncer (schnarchen)."

Wir bitten den Leser wegen des Wortes pioncer um Entschuldigung; aber es war damals noch geläufig.

Die Brocante schien übrigens die Tragweite des Wortes ganz gut zu begreifen, denn sie rief:

„Warte, warte, ich will Dich pioncer, ich!"

Ohne Zweifel begriff Babolin seinerseits, auf welch' unhöfliche Art die Brocante ihn einschläfern oder vielmehr aufwecken wollte, denn er sprang von seinem Bette am Boden auf, und von der Erde auf die Strickpeitsche, nach welcher die Brocante die Hand ausstreckte.

„Ich will nicht die Strickpeitsche von Dir," sagte die Brocante, „sondern die Karten."

„Nun, da sind sie, Eure Karten," indem er sie der Brocante apportirte und die Strickpeitsche hinter seinem Rücken verbarg.

Dann fügte er commentarweise hinzu:

„Wenn das einem nicht den Schweiß austreibt, eine Frau in vorgerücktem Alter ihre Zeit mit sol-

chen Dummheiten zubringen zu ſehen, ſtatt ruhig ſich ſchlafen zu legen!“

„Iſt es möglich, daß Du in dem Alter, dem Du Dich mit Rieſenſchritten näherſt, ſo unwiſſend biſt!“ ſagte die Brocante mit einer Bewegung voll Verachtung; „aber Du ſiehſt nichts, Du hörſt nichts, Du bemerkſt nichts.“

„Wenn ich aber ſehe, daß es ein Uhr Morgens iſt; wenn ich höre, daß ganz Paris ſchnarcht, ausgenommen wir, und wenn ich Euch bemerke, daß jetzt der Augenblick gekommen, dem Beiſpiel von ganz Paris zu folgen.“

„Ich bemerke Euch (je vous observe),“ war vielleicht kein ſehr reines Franzöſiſch: aber man erinnert ſich wohl, daß die Erziehung Babolins ziemlich vernachläſſigt war.

„Ja, ſcherze, ſcherze nur, Unglücklicher!“ rief die Brocante, indem ſie ihm die Karten aus der Hand riß.

„Aber Tag des Himmels! Mutter, was wollt Ihr denn, daß ich bemerken ſoll?“ ſagte Babolin, indem er ein ungemein energiſches und langes Gebell ausſtieß.

„Du haſt alſo Babylas nicht gehört?“

„O ja, Deinen Liebling, es fehlt nur noch das, daß man ſich verbunden fühlen müßte, den Herrn zu hören.“

„Du haſt ihn alſo nicht gehört? wiederhole ich Dir.“

„Nun wohl, ich habe ihn gehört.“

„Was hat er gethan?“

„Er hat geſeufzt.“

„Und aus seiner Klage hast Du keinen Schluß gezogen?“

„Doch.“

„Nun gut! Welchen Schluß hast Du daraus gezogen? Wir wollen hören.“

„Würdet Ihr mich schlafen lassen, wenn ich's Euch sage.“

„Ja, Träger!“

„Nun gut, ich habe den Schluß daraus gezogen, daß er an einer Unverdaulichkeit leidet. Er hat diesen Abend wie vier gegessen und hat wohl das Recht, wie zwei zu seufzen.“

„Fort,“ sagte die Brocante wüthend, „lege Dich, elender Gassenjunge! Du wirst in der Haut eines Blödsinnigen sterben, das prophezeie ich Dir!“

„Nun, nun, Mama, beruhigt Euch; Ihr wißt, daß Eure Prophezeiungen keine Worte des Evangeliums sind und da Ihr mich aufgeweckt, so erklärt mir das Knurren von Babylas.“

„Ein Unglück schwebt über unseren Häuptern, Babolin.“

„Ein Unglück?“

„Ein großes Unglück: Babylas heult nicht ohne Ursache.“

„Ich begreife wohl, Brocante, daß Babylas, dem nichts fehlt, der hier wie der Hahn im Korbe ist, nicht zum Vergnügen und ohne Grund heult; aber worüber heult er. Höre, warum seufzest Du, Babylas?“

„Das werden wir sehen, wenn wir seine Karten schlagen. Komm hierher, Phares!“

Phares folgte dieser Aufforderung nicht.

Die Brocante rief ihn zum zweiten Male; aber die Krähe wich nicht von der Stelle.

„Parbleu! um dieſe Stunde," ſagte Babolin, „iſt das nicht zu verwundern: es ſchläft das arme Thier; ſie hat Recht und ich tadle ſie nicht darob."

„Roſe," ſagte die Brocante.

„Mutter," antwortete das Kind, ſeine Lectüre zum zweiten Male unterbrechend.

„Laß Dein Buch, Kleine, und rufe Phares."

„Phares! Phares!" ſang das junge Mädchen mit ſeiner ſanften Stimme, die zu Ludovics Herzen wie der Geſang eines Vogels wiedertönte.

Die Krähe ſprang alsbald aus ihrem Glockenthurm, beſchrieb unter dem Plafond vier oder fünf Kreiſe und ſetzte ſich dann auf die Schulter des jungen Mädchens, wie wir ſie ſchon früher in dem Kapitel thun ſahen, in welchen wir den Leſern das Innere der Wohnung der Brocante zeigten.

„Aber was habt Ihr denn, Mutter?" fragte das Kind; „Ihr ſcheint ganz bewegt!"

„Ich habe ſehr traurige Ahnungen, meine kleine Roſe," antwortete die Brocante; „ſieh, wie unruhig Babylas iſt, wie Phares beſtürzt iſt; wenn die Karten nach alle dem noch ſchlecht liegen, ſo muß man auf Alles gefaßt ſein."

„Ihr erſchreckt mich, Mutter!" ſagte Roſe-de-Noël.

„Aber was will ſie denn, die alte Zauberin?" murmelte Ludovic, „und wozu denn dem Herzen des armen Kindes Angſt einjagen? Zum Teufel! obgleich ſie davon lebt, und gerade weil ſie davon lebt, weiß ſie auch wohl, daß ihre Karten Charlatanerie ſind.

Ich hätte gute Luſt, ſie, ihre Krähe und ihre Hunde zu ſtranguliren."

Die Karten waren ſchlecht.

„Wir müſſen auf Alles gefaßt ſein, Roſe!" ſagte die Hexe ſchmerzlich, die, was Ludovic auch davon ſagen mochte, ihr Zauberhandwerk ernſtlich nahm.

„Aber, gute Mutter," ſagte Roſe, „wenn die Vorſehung erlaubt, daß Du vor Deinem Unglück gewarnt werdeſt, ſo muß ſie Dir zugleich auch die Mittel geben, ihm auszuweichen."

„Du liebes Kind!" murmelte Ludovic.

„Nein," ſagte die Brocante, „nein, das iſt das Traurige; ich ſehe das Unglück nahen und weiß ihm nicht zu entkommen."

„Nun denn, die Schöne rückt vor!" ſagte Babolin.

„Ach! mein Gott! mein Gott!" murmelte die Brocante, die Augen zum Himmel erhebend.

„Gute Mutter! gute Mutter!" machte Roſe, „das iſt vielleicht nichts, wir dürfen uns nicht beunruhigen: was für ein Unglück kann uns denn begegnen? Wir haben nie Jemanden etwas Böſes gethan! wir waren nie ſo glücklich; Herr Salvator wacht über uns... ich liebe . . ."

Sie hielt inne; das naive Kind wollte ſagen: „Ich liebe Ludovic!" was ihr der Gipfel des Glücks zu ſein ſchien.

„Du liebſt was?" fragte die Brocante.

„O Du liebſt was?" machte Babolin.

Dann fuhr er mit leiſer Stimme fort: „Sprich doch, Roſette, die Brocante glaubt, Zucker, Honig und getrocknete Trauben ſei alles, was Du liebſt!

O! sie ist gut, die Brocante, herrlich, die Brocante!"

Und Babolin begann nach einer bekannten Melodie zu singen:

Wir lieben von Herzen, wie Jedermann weiß,
Herrn Lu, Lu, Lu,
Herrn do, do, do,
Herrn Lu,
Herrn do,
Herrn Ludovic heiß ...

Aber Rose-de-Noël warf dem schrecklichen Gassenjungen einen so süßen Blick zu, daß dieser plötzlich abbrach und sagte:

„Nun wohl, nein, nein, Du liebst ihn nicht! Bist Du zufrieden, kleine Schwester meines Herzens? Sprich doch, Brocante; es scheint mir nicht schwer, Verse wie Herr Jean Robert zu machen: Du siehst, ich mache unwillkürlich welche. Ach! es ist entschieden, ich mache mich zum Dichter."

Aber alles was Rose-de-Noël oder Babolin sagen konnten, war nicht im Stande, die Brocante aus ihren Träumen zu reißen.

Sie drängte deßhalb, mit düsterem Tone wieder beginnend:

„Geh' hinauf in Dein Bett, mein Kind! Und Du magst das auch thun, Träger!" fügte sie an Babolin gewandt, der so heftig gähnte, daß die Kinnladen beinahe aus den Fugen gingen; „ich werde indeß nachsinnen und das Unglück zu beschwören suchen. Lege Dich zu Bette, mein Kind."

„Ach!" machte Ludovic aufathmend, „das ist das

erſte vernünftige Wort, das Du ſeit einer Stunde ſprichſt, alte Hexe."

Roſe-de-Noël ſtieg in ihr Entreſol hinauf; Babolin machte ſich's wieder in ſeinem Neſte zurecht und die Brocante ſchloß, ohne Zweifel um beſſer nachdenken zu können, das Fenſter.

L.

Paul und Virginie.

Ludovic ging dann über die Straße und ſtützte ſich an das gegenüberliegende Haus; von dort beobachtete er die Fenſter von Roſe-de-Noël, welche ſich durch ihre kleinen weißen Vorhänge erleuchteten.

Seit dem Augenblicke, da die Liebe zögernd in ſeinem Herzen Einzug gehalten, hatte Ludovic alle Tage und den ganzen Tag von Roſe-de-Noël geträumt und einen Theil der Nacht unter den Fenſtern des Kindes zugebracht, wie Petrus vor der Thüre ſeiner Regina auf und ab ging.

Es war eine ſchöne Sommernacht; die Atmoſphäre war von jenem durchſichtigen leuchtenden Blau, das der Himmel von Neapel auf den Golf von Baià ergießt. Statt des abweſenden Mondes ſtreuten die Sterne ihre hellſten und ſanfteſten Lichter aus. Man glaubte ſich in eine jener tropiſchen Landſchaften verſetzt, wo, wie Chateaubriand ſagt, die Dunkelheit nicht Nacht, ſondern nur die Abweſenheit des Tages iſt.

Ludovic genoß, während er die Augen auf die Fenſter Roſe-de-Noëls heftete, und ſein Herz von den ſüßeſten Gefühlen bewegt war, in träumeriſches

Sinnen versunken, die unaussprechlichen Süßigkeiten dieser Nacht.

Er hatte Rose nicht gesagt, daß er kommen würde; es war kein Rendezvous zwischen ihm und dem lieben Kinde verabredet; da sie jedoch wußte, daß es sehr selten vorkomme, daß der junge Mann gegen Mitternacht oder ein Uhr Morgens nicht da sei, erwartete er auch, daß sie, sobald sie in ihrem Zimmer wäre, die Fenster öffnen würde; was ihn überdies in dieser Erwartung bestärkte, ist, daß die Fenster, kaum einen Augenblick durch den Reflex der Lichter erhellt, wieder dunkel wurden. Rose-de-Noël hatte das verrätherische Licht in ein kleines Cabinet gestellt.

Dann öffnete sich leise das Fenster und während sie ihren Rosenstock auf die Fensterbank stellte, schweifte der Blick Rose-de-Noels durch die Straße.

Ihre Augen, welche noch voll Licht waren, konnten einen Moment lang Ludovic in dem Schatten, der sich unter der Thüre des gegenüberstehenden Hauses ausbreitete, nicht erkennen.

Aber Ludovic hatte Alles gesehen, und seine Stimme, welche aus der Entfernung herüber drang, machte, daß das Kind bis in die Tiefe seines Herzens erzitterte.

„Rose!“ hatte die Stimme gesagt.

„Ludovic?“ antwortete Rose.

Denn wer anders, als Ludovic konnte Rose mit einer so süßen Stimme rufen, daß diese Stimme wie ein Seufzer der Nacht erschien?

Ludovic machte nun einen Sprung und mit diesem Sprung setzte er über die Straße.

Vor dem Hause der Brocante war einer jener hohen Eckſteine, wie man sie nur noch an den Ecken

der alten Häuser des Marais findet. Ludovic sprang mehr auf den Eckstein, als er stieg. Oben angekommen, konnte er, wenn er die Hand ausstreckte, die beiden Hände von Rose-de-Roël ergreifen und sie pressen. Er drückte sie lange, ohne etwas zu sagen, nichts anderes murmelnd, als die Worte:

„Rose, liebe Rose!"

Rose murmelte nicht mal den Namen des jungen Mannes; sie sah ihn an und ihre Brust, welche sanft wogte, athmete Leben und Glück.

Was hatten sie auch nöthig, unnütze Worte auszutauschen, diese beiden Kinder, von denen eines so klug wie das andere war, um das Rechte zu fühlen, und eines so unwissend, wie das andere, um den rechten Ausdruck zu finden? Ihr ganzes Herz war in dem zärtlichen Druck aufgegangen. Ihre Stimme hätte kein Wort zu diesem Concerte hinzugefügt, wo die Blicke Lieder sind.

Ludovic hielt Rose-de-Roëls Hände in den seinen, ohne daß Rose daran dachte, sie zurückzuziehen.

Er betrachtete sie mit jener süßen Extase, in die das Kind oder der Blinde, die zum ersten Male das Licht erblicken, getaucht sind.

Und das Stillschweigen brechend, sagte er:

„Ach! Rose! liebe Rose!"

„Freund!" antwortete Rose.

Und in welchem Tone sagte sie jenes einfache Wort Freund? mit welch liebenswürdiger Betonung? wir wüßten es nicht wiederzugeben. Aber dieses eine Wort machte Ludovic vor Entzücken zittern.

„O ja, Dein Freund, Rose!" sagte er; „der zärtlichste, der ergebenste, der ehrfurchtsvollste Freund

. . . Dein Freund, Dein Bruder, meine süße Schwester!"

Als er diese Worte aussprach, hörte er ein Geräusch von Schritten; dieses Geräusch, obgleich man es merklich leiser zu machen suchte, scholl in der einsamen Straße, wie auf dem sonoren Pflaster einer Cathedrale.

„Es ist Jemand da!" sagte er.

Und dabei sprang er von seinem Eckstein.

Dann rasch über die Straße eilend, suchte er sich an der Ecke der Rue d'Ulm und der Rue des Postes ins Dunkel zu stellen.

Von Ferne gewahrte er zwei Schatten.

Während dieser Zeit schloß Rose-de-Noël ihr Fenster wieder, blieb jedoch sicher hinter dem Vorhang stehen.

Die beiden Schatten näherten sich: es waren zwei Männer, die ein Haus zu suchen schienen.

Vor dem der Brocante angekommen, blieben sie stehen, betrachteten das Parterre, dann den Entresol, dann den Eckstein, auf welchem vor einem Augenblicke noch Ludovic gestanden.

„Was wollen diese beiden Menschen?" fragte sich Ludovic, indem er über die Straße ging und sich an der Mauer hinschlich, um möglichst nahe zu kommen.

Er ging leise vorwärts und hielt sich so gut verborgen, daß die beiden Unbekannten ihn nicht gewahrten und er den Einen hören konnte, welcher sagte:

„Hier ist es."

„Hm! was will das bedeuten," dachte Ludovic, indem er seine Kapsel öffnete und das schärfste Se-

cirmeſſer herausnahm, um im gefährlichen Fall eine Waffe zu haben.

Aber die beiden Männer hatten ohne Zweifel Alles geſehen, was ſie ſehen wollten, hatten Alles geſagt, was ſie zu ſagen hatten; denn ſich umwendend, ſchritten ſie quer über die Straße und entfernten ſich durch die Rue des Poſtes.

„O, o!“ murmelte Ludovic, „ſollte Roſe-de-Noël wirklich eine Gefahr bevorſtehen, wie die Brocante prophezeit?“

Roſe hatte ſich, wie geſagt, zurückgezogen und das Fenſter geſchloſſen; aber wie wir ebenfalls geſagt, war ſie hinter dem Vorhange ſtehen geblieben; durch eine Ecke der Scheibe ſah ſie die beiden Männer ſich durch die Rue des Poſtes entfernen.

Als die beiden Männer verſchwunden waren, öffnete ſie das Fenſter wieder und zeigte ſich aufs Neue.

Ludovic ſtellte ſich auf ſeinen Eckſtein und nahm die beiden Hände des jungen Mädchens wieder.

„Was war es denn, Freund?“ fragte ſie.

„Nichts, liebes Röschen,“ antwortete Ludovic. „Ohne Zweifel zwei Verſpätete, die nach Hauſe gingen.“

„Ich hatte Furcht,“ ſagte Roſe.

„Ich auch,“ murmelte Ludovic.

„Du auch,“ ſagte das junge Mädchen, „Du! Du hatteſt Furcht? Ich konnte wohl Furcht haben, denn die Brocante hatte mir Angſt eingejagt . . .“

Ludovic machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches beſagen wollte: „Wahrhaftig! Ich weiß es wohl.“

„Ich muß Dir ſagen, lieber Freund,“ fuhr Roſe

fort, „daß ich im Zuge war — das Buch zu leſen, das Du mir gegeben, Du weißt, Paul und Virginie. O! was das hübſch iſt! ſo hübſch, daß ich nicht daran dachte, mich zu Bette zu legen.“

„Liebe, kleine Roſe!“

„Ja, es iſt wahr; ich wußte jedoch, daß Du kommen mußteſt. Nun, ich ging nicht herauf . . . was ſagte ich nur?“

„Du ſagteſt, mein Kind, daß die Brocante Dich in Angſt gejagt.“

„Ach ja, richtig; aber ſieh, ich habe keine Furcht mehr.“

„Du ſagteſt auch, daß Paul und Virginie Dich ſo gut unterhalten, daß Du nicht daran gedacht, heraufzukommen.“

„Nein; denke Dir, daß es mir war, als wenn ich träumte und als wenn dieſer Traum mich in eine Zeit meines Lebens zurückführte, die ich längſt vergeſſen. Sage doch, Ludovic, Du, der Du ſo viele Dinge weißt, iſt es wahr, daß man ſchon gelebt, ehe man auf die Welt kommt?“

„O armes Kind, Du entblätterſt da mit Deinen kleinen Händen das große Geheimniß, das die Menſchen ſeit ſechstauſend Jahren mit der Loupe betrachten.“

„So weißt Du alſo nichts darüber?“ antwortete Roſe mit trauriger Miene.

„Leider, nein! aber warum machſt Du mir dieſe Frage?“

„Warte, ich will es Dir ſagen: weil es mir bei der Lectüre der Beſchreibung des Landes, welches Paul und Virginie bewohnten, jener großen Wälder,

jener frischen Cascaden, jener leuchtenden Wasser, jenes azurblauen Himmels, weil mir bei dieser Lecture war, als hätte ich in meinem ersten Leben, in einem Lande, dessen ich mich erst erinnere, seit ich Paul und Virginie gelesen, einem Lande wie das ihre gewohnt, mit Bäumen voll großer Blätter, Früchten wie mein Kopf, mit ungeheuren Wäldern, mit einer goldenen Sonne, mit einem himmelblauen Meere. Sieh' zum Beispiel, das Meer, ich habe es niemals gesehen; und wenn ich nun die Augen schließe, so ist es mir, als läge ich in einem Hamak, wie der von Paul und eine Frau schwarz wie Domingo wiege mich, indem sie mir ein Lied singe. Ach, mein Gott! mein Gott! es scheint mir wenig zu fehlen, so erinnere ich mich der Worte des Liedes, das sie mir singt. Warte! warte! . . ."

Und Rose-de-Noël schloß die Augen und machte einen Versuch, im tiefsten Grunde ihres Gedächtnisses nachzuforschen.

Aber Ludovic drückte ihr lächelnd die Hand.

„Strenge Dich nicht an, kleine Schwester," sagte er, „es wäre unnütz, wie Du sagtest, es ist ein Traum; Kind, Du würdest Dich doch einer Sache nicht erinnern, die Du weder gesehen, noch gehört."

„Es ist möglich, daß es ein Traum ist," sagte Rose-de-Noël traurig; „aber jedenfalls habe ich im Traume ein sehr schönes Land gesehen."

Und sie versank in eine süße und tiefe Träumerei.

Ludovic ließ sie träumen; denn durch die Dunkelheit sah er ihr Lächeln über seinem Haupte strahlen.

Da diese Träumerei jedoch seiner Ansicht nach etwas zu lange dauerte, sagte er:

„Die Brocante hatte Dir also Angst eingejagt, armes Kind?“

„Ja,“ murmelte Rose, den Kopf von oben nach unten werfend, ohne jedoch ganz bei dem zu sein, was Ludovic sagte.

Dieser las in den Gedanken des Kindes wie in einem Buche.

Sie dachte an das schöne Land der Tropen.

„Die Brocante ist ein thöricht Weib,“ versetzte Ludovic, „das ich selbst ausschelten will.“

„Du?“ fragte Rose-de-Noël erstaunt.

„Oder die ich durch Salvator ausschelten lassen werde,“ versetzte der junge Mann etwas verlegen, „denn er kann bei euch ein freies Wort sprechen, dieser Salvator, nicht wahr?“

Die Frage riß das Kind vollends ganz aus seiner Träumerei.

„O mehr als ein freies Wort, Freund,“ sagte sie, „er hat die ganze und volle Herrschaft; alles was bei uns ist, gehört ihm.“

„Alles?“

„Ja, alles, Sachen und Leute.“

„Du zählst Dich doch hoffentlich weder unter die Sachen, noch unter die Leute, Rose-de-Noël?“ fragte Ludovic.

„Verzeihe mir, mein Freund,“ antwortete das Kind.

„Wie!“ sagte Ludovic lächelnd, „Du gehörst Salvator, meine liebe, kleine Rose?“

„Gewiß.“

„Unter welchem Titel?“

„Gehört man nicht denen, die man liebt?“

Digitized by Google

„Du liebst Salvator?“

„Mehr als Alles in der Welt.“

„Du? . . .“ rief Ludovic mit einer Art von Erstaunen, das sich in einem Seufzer aussprach.

Und wirklich das Wort lieben im Munde dieses jungen Mädchens und auf einen Andern angewandt als ihn, versetzte Ludovics Herz einen harten Stoß.

„Du liebst also Salvator mehr als Alles in der Welt?“ drängte er, als er sah, daß Rose-de-Noël ihm nicht antwortete.

„Mehr als Alles in der Welt,“ antwortete das Kind.

„Rose!“ sagte Ludovic traurig.

„Nun, was hast Du denn, mein Freund?“

„Du frägst, was ich habe, Rose?“ rief der junge Mann, der nahe daran war, ins Schluchzen auszubrechen.

„Gewiß.“

„Du begreifst also nicht?“

„Nein, wahrhaftig nicht.“

„Sagtest Du mir nicht, Rose, daß Du Salvator mehr als Alles auf der Welt liebest?“

„Ja, das sagte ich Dir und ich wiederhole es; wiefern kann Dir dies Kummer verursachen?“

„Ihn mehr als Alles auf der Welt lieben, heißt das nicht, mich weniger als ihn lieben, Rose?“

„Dich! weniger als ihn! . . . Dich! was sagst Du da, mein Ludovic? . . . Ich liebe ja Salvator wie einen Bruder, wie einen Vater . . . während ich Dich . . .“

„Während Du mich, Rose?...“ fuhr der junge Mann zitternd vor Freude fort.

„Während ich Dich, mein Freund, liebe . . . wie . . .“

„Wie? . . . Sprich, Rose, wie liebst Du mich?“

„Wie . . .“

„Vollende!“

„Wie Virginie Paul geliebt.“

Ludovic stieß einen Freudenschrei aus.

„O! liebes Kind! Noch einmal! noch einmal! Sage mir den Unterschied zwischen der Liebe, die Du zu mir hast, und aller andern Liebe! Sage mir, was Du für Salvator thun würdest! Sage mir, was Du für mich thun würdest!“

„Nun gut, so höre Ludovic: zum Beispiel, wenn Herr Salvator stürbe, o! ich wäre sehr traurig! ich wäre sehr unglücklich! ich würde mich niemals trösten! . . . aber wenn Du stürbest, Du . . . wenn Du stürbest, Du,“ wiederholte das junge Mädchen leidenschaftlich, „wenn Du stürbest, würde auch ich sterben!“

„Rose! Rose! liebe Rose!“ rief Ludovic.

Und sich auf die Zehenspitze stellend und die Hände des jungen Mädchens an sich ziehend, gelang es ihm, seine Lippen auf das gleiche Niveau mit seinen Händen zu bringen und sie voll Inbrunst zu küssen.

Von diesem Augenblicke an war zwischen den beiden jungen Leuten ein Austausch nicht von Worten, nicht von Tönen, sondern von den reinsten Gefühlen und den süßesten Gemüthsbewegungen. Ihre Herzen schlugen einen Schlag und ihr Athem vermischte sich zu einem Athem.

Digitized by Google

Wer in diesem Momente vorübergekommen wäre, und sie so mitten in dieser heitern Nacht umschlungen gesehen, hätte so zu sagen ein Stück ihrer Liebe, eine Blume aus diesem Strauße, eine Note aus diesem Concert mit sich fortgetragen.

Es war wirklich nichts anbetungswürdiger, als diese Mischung zweier reinen Seelen, zweier unentweihten Herzen, die von der Liebe nichts, als ihr geheimnißvolles Entzücken, ihre poetischen Extasen verlangen: es war das süßeste, was die Feder und der Pinsel seit der liebenden Eva im Blumenparadiese bis zur Mignon von [illegible] geschaffen, dieser andern Eva, welche am äußersten Ende der Civilisation nicht mehr im Eden des Berges Ararat, sondern in den Gärten Böhmens geboren ist. Wie viel Uhr war es? Sie wären in große Verlegenheit gekommen, wenn sie es hätten sagen müssen, die armen Kinder.

Val de Grace, Saint Jacques du Hautpas und Saint Etienne mochten die Viertelstunden, die halben Stunden, die Stunden mit der ganzen Kraft ihres Hammers schlagen, sie hörten es nicht und der Blitz hätte in die Straße einschlagen können, sie hätten ihm sicher nicht mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als dem unbekannten Ziel der vom Himmel fallenden Sterne.

Und doch machte ein weit schwächeres Geräusch, als die Stimmen der Uhren Ludovic plötzlich erzittern.

Rose-de-Noël hatte gehustet.

Ein kalter Schweiß trat dem jungen Manne auf die Stirne.

O! dieſer Huſten, er erkannte ihn: es war der, welchen er mit ſo viel Mühe bekämpft und beſiegt.

„Verzeihung! Verzeihung, Roſe, meine liebe Roſe!“ rief er.

„Verzeihung, wofür. Was habe ich Dir zu verzeihen, mein Freund?“ ſagte ſie.

„Du haſt kalt, mein geliebtes Kind.“

„Ich kalt?“ ſagte das erſtaunte und zu gleicher Zeit über dieſe Aufmerkſamkeit Ludovics entzückte Kind.

Das arme Kind hörte — mit Ausnahme von [illegible] nie mit ſolcher Beſorgtheit von ſich ſprechen.

„Ja, Roſe, Du hatteſt kalt, Du haſt gehuſtet; es iſt ſpät, Du mußt Dich in Dein Zimmer zurückziehen, Roſe.“

„Zurückziehen!“ ſagte ſie.

Und ſie ſprach dieſes Wort mit einem Tone aus, als hätte ſie ſagen wollen: „Aber ich glaubte, wir würden ewig hier bleiben!“

Ludovic antwortete deßhalb auch auf den Gedanken, nicht auf das Wort.

„Nein, meine liebe Roſe,“ ſagte er, „nein, unmöglich, Du mußt Dich zurückziehen; es iſt nicht der Freund, der Dir dies ſagt, ſondern der Arzt, der es verordnet.“

„Gute Nacht denn, böſer Arzt!“ ſagte ſie traurig.

Dann fügte ſie mit ihrem ſüßeſten Lächeln hinzu:

„Auf Wiederſehen, mein liebſter Freund!“

Und indem ſie dies ſagte, beugte ſie ſich ſo tief zu Ludovic herab, daß die Locken ihrer Haare die Stirne des jungen Mannes berührten.

„O! Rose! . . . Rose!“ murmelte er liebevoll.

Dann sich auf die Zehenspitzen stellend, erhob er seinen Kopf, verlängerte seinen ganzen Körper, so daß seine Lippen sich auf der gleichen Höhe mit der weißen Stirne des jungen Mädchens befanden.

„Ich liebe Dich, Rose!“ sagte er leise, indem er diese reine Stirne küßte.

„Ich liebe Dich!“ wiederholte das junge Mädchen, indem sie den Kuß ihres Geliebten empfing.

Dann verschwand sie und kehrte so rasch in ihren Käfig zurück, daß man hätte glauben können, sie sei fortgeflogen.

Ludovic sprang auf die Erde, aber er hatte nicht Zeit gehabt, drei Schritte rückwärts zu machen — denn er wollte beim Weggehen nicht einen Moment den Anblick des Fensters verlieren — als dieses Fenster sich wieder öffnete.

„Ludovic!“ sagte die sanfte Stimme Rose-de-Noëls.

Der junge Mann sprang vorwärts und war wieder auf dem Eckstein, ohne zu wissen, wie er heraufgekommen.

„Rose,“ sagte er, „bist Du unwohl?“

„Nein,“ antwortete das junge Mädchen, den Kopf schüttelnd, „aber ich erinnere mich.“

„Wie! Du erinnerst Dich! und wessen?“

„Daß ich gelebt habe, ehe ich lebte,“ sagte sie.

„Mein Gott!“ sagte Ludovic, „bist Du toll?“

„Nein; Du weißt, in dem schönen Lande, das ich eben wiedersah, als ich Kind war und wie Virginie in einem Hamak lag, und daß meine Wärterin eine gute Negerin, mit Namen . . . warte . . .

oh! sie hatte einen wunderlichen Namen! . . . sie hieß . . . Danae! . . . und daß eine gute Negerin, Namens Danae, während sie meinen Hamak wiegte, sang."

Und Rosa sang auf eine Wiegenmelodie, die ersten Worte suchend, als ob sie sich nur schwer und eines nach dem anderen ihrem Gedächtnisse vergegenwärtigten:

„Dodo! dodo! piti monde a maman!
Maman chanter, maman cuit vous nanan!"

Ludovic betrachtete Rose-de-Noël mit tiefem Erstaunen.

„Warte, warte," fuhr diese fort:

„Vaisseau qui là, si vou te sage,
Porté poissons, porté bagage . . ."

„Rose! Rose!" rief Ludovic, „weißt Du wohl, daß Du mich erschreckst?"

„Warte, warte," sagte Rose, „das Kind antwortete:

Mauvais, bon Dié! pas vée droumi,
Moi vlé danger . . .

Die Mutter:

Ça vou di là, Zami!
Paix bouche à vou, n'a pas fait moi la peine!
Fermé grands yeux, tendé coulé fontaine . .

„Rose! Rose!"

„Warte doch, es ist noch nicht aus; das Kind fährt fort:

Mauvais, bon Diél pas vlé droumi,
Moi vlé danser . . .

Die Mutter:

Ça vous di la, Zami!
Fourré dans fleurs pitis bras, piti tête;
Moi voir là-bas cherché vous méchant bête!
Ce chien la mer qui rodé dans bois nous,
Si vous pas bon, li caler nanan vous.
Ti monde à moi! n'a pas fait moi la peine,
Fermé grands yeux, tendé coulé fontaine.

Das Kind:

Maman bon Diél moi vlé droumi,
Pas vlé danger . . .

Die Mutter:

Oui nanan pour Zami,
Li va grandi! Li va droumi, droumi!.."

Rosa hielt inne.
Ludovic keuchte.
„Das ist Alles!" sagte das Kind.
Und sie hustete noch einmal.
„Gehe jetzt zurück, gehe zurück," sagte Ludovic, „wir werden später wieder davon sprechen . . . Ja, ja, Du erinnerst Dich an mich, liebe Rose; ja, wie

Du so eben sagtest, wir haben schon einmal gelebt, ehe wir das Licht der Welt erblickten."

Und Ludovic sprang von dem Eckstein herab.

„Ich liebe Dich!" rief ihm Rose zu, indem sie das Fenster schloß.

„Ich liebe Dich," gab ihr Ludovic so laut zurück, daß diese drei reizenden Worte noch durch das halb geschlossene Fenster dringen konnten. „O!" sagte er dann bei sich, „wie seltsam! Das ist wohl ein creolisches Lied, was sie mir da gesungen. Woher kam denn das arme Kind, als die Brocante es auflas? . . . Morgen gleich werde ich Salvator darüber befragen.

„Es müßte mich Alles täuschen, wenn Salvator nicht mehr von Rose-de-Noël wüßte, als er davon sagt."

In diesem Augenblick schlug es drei Uhr und ein leichter weißlicher Lichtstreifen, der sich im Osten zeigte, verkündete, daß der Tag nicht mehr zu erscheinen zögern werde.

„Schlafe wohl, liebes Kind meines Herzens," sagte Ludovic. „Bis morgen!"

Und wie wenn Rose-de-Noël diese Worte gehört und sie in ihrem Herzen ein Echo fänden, öffnete sich das Fenster wieder und das Kind rief Ludovic zu:

„Bis morgen!"

LI.

Der Boulevard des Invalides.

Die Scene, welche zur gleichen Stunde auf dem Boulevard des Invalides, Hotel de la Mothe Houdan,

vor sich ging, obgleich im Grunde mit den beiden Scenen, welche wir so eben erzählt, durchaus ähnlich, war doch in der Form verschieden.

Bei Rose-de-Noël war die Liebe noch in der Knospe.

Bei Regina öffnete sie den Kelch.

Bei Frau von Marande war sie in voller Blüthe.

Welches ist der köstlichste Moment der Liebe? Mein ganzes Leben habe ich dieses Räthsel gesucht, ohne es finden zu können. Ist es die Stunde, wo sie entsteht? ist es die Stunde, wo sie wächst? ist es die Stunde, wo sie, nahe am Stillestehen, als duftende und süße Frucht in das goldene Kleid der Reife fällt?

Welches ist der Augenblick, wo die Sonne ihre schönsten Strahlen hat? Ist es im Morgenrothe? Ist es im Mittagsglanze? Ist es um die Stunde, wo sie, zum Untergang sich neigend, den Rand ihrer purpurnen Scheibe in die lauen Wogen des Meeres taucht?

O! ein Anderer möge das sagen, ein Anderer möge es aussprechen, ein Anderer möge entscheiden, wir würden zu sehr fürchten, uns über eine so wichtige Frage zu täuschen.

Dies ist denn auch der Grund, weßhalb wir nicht zu sagen wissen, wer von Jean Robert, Ludovic oder Petrus der Glücklichste und wer die süßesten Freuden der Liebe bot, Frau von Marande, Rose-de-Noël oder Regina.

Damit man jedes beneide und vergleiche, wollen wir sagen, welche Worte, welche Blicke, welches Lächeln der Trunkenheit die beiden Liebenden, oder

vielmehr die beiden Verliebten . . . finden wir ein Wort, lieber Leſer, finden wir ein Wort, ſchöne Leſerin, um meinen Gedanken zu malen: die beiden Verliebten? nein, die beiden Liebenden? — welche Worte, welche Blicke, welches Lächeln der Trunkenheit die beiden Liebenden in dieſer hellen und glänzenden Nacht austauſchten.

Petrus war gegen halb ein Uhr vor dem Gitter des Hotels angekommen.

Nachdem er ein Langes und Breites ſieben bis acht Touren auf dem Boulevard des Invalides gemacht, um zu ſehen, ob ihn Niemand beobachte, duckte er ſich an der Ecke, welche die rechtwinklige Mauerwand bildete, in welche das Gitter eingefügt war.

Er ſtand dort ungefähr ſeit zehn Minuten, die Augen mit einem gewiſſen düſtern Ausdruck auf die geſchloſſenen Sommerläden geheftet, durch die er kein Licht gewahrte; er begann zu zittern, daß Regina nicht zum Rendezvous kommen könne, als er ein kleines hm! hm! ganz leiſe ausſprechen hörte, was auf die Anweſenheit einer zweiten Perſon auf der andern Seite der Mauer deutete.

Petrus antwortete mit einem ähnlichen hm! hm!

Und wie wenn dieſe beiden einſilbigen Worte dieſelbe Zauberkraft gehabt, wie das Wort Seſam, öffnete ſich die kleine, zehn Schritte von dem Gitter entfernte Thür auf geheimnißvolle Weiſe, ohne daß man ſelbſt die Hand bemerkte, die ſie aufzog.

Während dieſer Zeit hatte ſich Petrus an der Mauer von dem Gitter nach der Thüre hingeſchlichen.

„Sind Sie es, meine gute Nanon?“ fragte

Petrus leiſe, als er mit ſeinen verliebten Augen durch die Dunkelheit der finſtern Lindenallee, welche bis zur Thüre führte, jene alte Frau bemerkte, die jeder andere, als er, für ein Phantom gehalten haben würde.

„Ich bin es," antwortete Nanon im gleichen Tone; denn es war wirklich die gute alte Amme Regina's.

O, die Ammen! von der Amme der Phädra bis herab zu der Giulietta's, von der Amme Giulietta's bis zu der Regina's!

„Und die Prinzeſſin?" fragte Petrus.

„Sie iſt hier."

„Sie erwartet uns?"

„Ja."

„Aber es iſt weder Licht an dem Fenſter ihres Zimmers, noch ihres Gewächshauſes."

„Sie iſt am Rondel des Gartens."

Nein, ſie war nicht mehr dort, ſie war am Ende der Allee, wo ſie wie eine weiße Viſion erſchien.

Petrus flog ihr entgegen.

Zwei Worte vermiſchten ſich zwiſchen vier Lippen.

„Liebe Regina!"

„Lieber Petrus!"

„Sie hatten mich alſo gehört?"

„Ich hatte Sie vermuthet."

„Regina!"

„Petrus!"

Man hätte es für das Echo des erſten Kuſſes halten können, der ſich wiederholte.

Dann zog Regina Petrus lebhaft fort.

„Nach dem Rondel," ſagte ſie.

„Wo Sie wollen, meine Liebe.“

Und die beiden jungen Leute, schnellfüßig, wie Hippomenes und Atalante, schweigsam wie die Sylphen und Undinen, die, ohne sie zu krümmen, über die hohen Gräser des Blumenthals hinschweben, kamen in einem Augenblicke nach dem Theile des Gartens, welchen man das Rondel nannte.

Das Rondel, in welchem Petrus und Regina sich niederließen, war das süßeste Liebesnest, das man sich denken konnte: scheinbar von allen Seiten durch Hagebuchen umschlossen, wie das Rondel eines wahrhaften Labyrinthes, begriff man nicht, wo ein Eingang sein sollte, und war man drinnen, wie man wieder herauskommen sollte; die Bäume, die schon unten am Stamme sehr nahe bei einander standen, waren an ihren Gipfeln so unentwirrbar mit ihren Zweigen verschlungen, daß man es für die Maschen eines Gestrickes von grüner Seide halten konnte, was den beiden Liebenden, die sich darunter befanden, das Aussehen zweier in einem ungeheuren Netze gefangenen Schmetterlinge gab.

Und doch waren die Blätter nicht so eng verwoben, daß die Strahlen der Sterne nicht hätten hindurchdringen können; aber mit welcher Schüchternheit schienen sie sich durch diese Blätter zu stehlen, mit welch' unendlicher Vorsicht schienen sie die Smaragde auf den goldenen Sand zu streuen.

In diesem Rondel war es noch dunkler, als anderwärts.

Regina war köstlich gekleidet, ganz weiß, wie eine Braut.

Es war eine Soirée im Hotel, aber Regina hatte

Zeit gefunden, ihre Salontoilette mit einem großen Pudermantel von gesticktem Battist mit weiten Aermeln zu vertauschen, der ihre prachtvollen Arme sehen ließ; nur um Petrus nicht warten zu lassen, hatte sie ihre Juwelen anbehalten.

Ihr Hals war mit einer Schnur feiner Perlen umgeben, die wie eben so viele Tropfen hart gewordener Milch erschienen; zwei Diamanten, jeder von der Größe einer Erbse, glänzten in ihren Ohren; ein Strom von Brillanten war in ihre Haare ergossen und Bracelets von Smaragd, Rubin, Saphir, in allen Formen, Ketten, Blumen und Schlangen umwanden ihre Arme.

Sie war entzückend schön! Von glänzender und feiner Weiße wie der Mond und rings, wie dieser, von Sternen umgeben!

Als Petrus anhalten, aufathmen, stehen konnte, war er ganz geblendet. Niemand weniger, als dieser junge Mann, der Maler, Dichter und Liebender zugleich war, konnte sich Rechenschaft von dem Feengemälde geben, das er vor Augen hatte; dies leuchtende und schauernde Gehölz, dieser moosige, von Veilchen und Leuchtwürmern durchzogene Boden, von welchen die Einen ihren Duft, die Anderen ihr Licht ausstrahlten! auf einem nahen Zweige eine Nachtigall, welche ihr nächtliches Lied sang und ihren Rosenkranz melodischer Töne abperlte, und sie, Regina! sie! auf seinen Arm gestützt! berauschend und berauscht! Der Mittelpunkt dieses reizenden Gemäldes! Eine Statue von rosa Alabaster! . . .

Man wird zugeben, daß dies mehr war, als es brauchte, um einen Gleichgültigen verliebt und einen

Verliebten verrückt zu machen; es war ein voller, echter Sommernachtstraum, — ein Traum der Liebe und des Glückes.

Petrus gab sich all diesen Berauschungen hin.

Aber wie schrecklich für den armen Petrus! mitten unter diesen Berauschungen war auch die des Reichthums.

Gewiß wäre Regina ohne Perlen, ohne Diamanten, ohne Rubine, ohne Smaragde, ohne Saphir immer noch schön gewesen, denn sie wäre Frau geblieben; aber war es bei ihrem Namen Regina genug für sie, Frau zu sein, mußte sie nicht auch ein wenig Königin sein?

Leider! war es das, was sich Petrus zugleich vor Liebe und Kummer seufzend sagte: er erinnerte sich des Geständnisses, das er seiner Geliebten zu machen hatte.

Er öffnete den Mund, um ihr Alles zu sagen; aber es war ihm, als ob noch viele andere Worte, als die dieses demüthigenden Geständnisses auf seinen Lippen schwebten, auf der Schwelle seines Herzens sich drängten.

„Später! später!“ murmelte er leise.

Und als Regina sich auf eine Moosbank setzte, legte er sich zu ihren Füßen, ihre Hände küssend und zwischen den Juwelen, welche ihre Arme bedeckten, nach einem Platze suchend, auf den er seine Lippen pressen könnte.

Regina sah wohl, daß alle diese Bracelets Petrus genirten.

„Entschuldigen Sie mich, mein Freund,“ sagte sie, „ich bin gekommen wie ich war. Ich wollte Sie

nicht warten lassen; und dann hatte ich Eile, Sie zu sehen. Helfen Sie mir, mich dieser Juwelen entledigen."

Dann drückte sie ein Schloß nach dem andern an ihren Bracelets auf und ließ alle diese in Gold gefaßten Rubinen, Smaragde und Saphire wie einen Funkenregen um sich her fallen.

Petrus wollte sie aufheben.

„O, lassen Sie das, lassen Sie das!" sagte sie mit jener aristokratischen Sorglosigkeit des Reichthums, „das ist Nanons Sache. Sieh, mein vielgeliebter Petrus, da sind meine Arme und meine Hände: sie gehören jetzt ganz Dir; keine Ketten mehr, nicht mal goldene; keine Fesseln mehr, nicht mal diamantene!"

Was sollte man darauf sagen? Niederknien und anbeten.

Petrus überließ sich, wie der Indier, der süßen Träumerei, der stummen Betrachtung der Schönheit, einer Trunkenheit, die der des Hadschidschs glich.

Nach einem stummen Augenblicke, während welches sein Blick in den von Regina versunken und seine Seele in der Seele des jungen Mädchens wieder aufzuleben schien, rief er in leidenschaftlicher Begeisterung:

„O meine geliebte Regina! Gott kann mich jetzt zu sich rufen, denn ich habe die Hände und die Lippen jener unbekannten Blume berührt, welche man das menschliche Glück nennt, und ich habe gelebt. Nie, selbst in den kühnsten Hoffnungen nicht, hatte mein süßester Traum mir einen kleinen Theil der Freuden gegönnt, die Sie wie eine wohlthätige Göttin über mich ausstreuen. Ich liebe Sie, Regina,

über jeden Ausdruck, über Zeit und Leben hinaus, und die Ewigkeit scheint mir kaum zu genügen, um Ihnen zu wiederholen: Ich liebe Dich, Regina, ich liebe Dich!"

Die junge Frau ließ von selbst ihre Hand auf seine Lippen fallen.

Regina saß, wie gesagt, und Petrus lag zu ihren Füßen; aber die Hand Regina's küssend, erhob er sich halb; den Arm um ihren Hals schlingend, erhob er sich ganz.

So kam es, daß er aufrecht stand und sie saß.

Auf diese Weise beherrschte er sie mit der ganzen Größe seines Wuchses.

Nun trat ihm der Gedanke an seine Armuth wieder vor die Seele und er stieß einen Seufzer aus.

Regina zitterte: sie verstand wohl, daß dies ein Seufzer des Schmerzes und nicht der Liebe sei.

„Was haben Sie denn, mein Freund?" fragte sie mit einem gewissen Schrecken.

„Ich? Nichts!" sagte Petrus, den Kopf schüttelnd.

„Gewiß," sagte Regina, „Sie sind traurig, Petrus; sprechen Sie, ich will es."

„Ich hatte schweren Kummer, meine Freundin."

„Sie?"

„Ja."

„Wann?"

„In letzter Zeit."

„Und Sie haben mir nichts davon gesagt, Petrus? Nun, was ist Ihnen denn geschehen? Sprechen Sie, sprechen Sie!"

Und Regina erhob den Kopf, um Petrus besser zu sehen.

Seine schönen Augen waren voll Liebe und glänzten wie die in ihrem Haare zerstreuten Diamanten.

Wenn nichts dagewesen, als die Augen Regina's, so hätte Petrus vielleicht gesprochen.

Aber es waren auch Diamanten da.

Die Diamanten blendeten ihn.

O! war es nicht wirklich ein grausames Geständniß, das darin bestand, dieser großen Dame, die ebenso reich als schön, zu enthüllen, daß sie einen armen Teufel von Maler zum Geliebten habe, dessen Meubles man in vier bis fünf Tagen im Aufstreich verkaufe?

Und dann dieser arme Teufel von Maler, war er bei dem Geständniß seiner Armuth gegenüber der reichen Frau nicht gezwungen, zu gleicher Zeit seiner makellosen Freundin zu gestehen, daß er ein schlechter Sohn habe sein müssen?

Diesmal noch fehlte ihm der Muth.

„Böse," sagte er, „ist es nicht ein tiefer Kummer, Paris verlassen und sechs Tage leben zu müssen, ohne Sie zu sehen?"

Regina zog ihn an sich, indem sie ihm die Stirne darbot.

Petrus preßte seine Lippen mit einem Zittern der Freude darauf, das seine Gesichtszüge erhellte.

In diesem Augenblicke berührte das aufsteigende Licht des Mondes gerade die Stirne von Petrus.

Als sie ihn durch dieses doppelte Licht so glänzend beleuchtet sah, konnte Regina einen Schrei der Bewunderung nicht zurückhalten.

„Sie sagen mir bisweilen, Petrus, daß ich schön sei."

Der junge Mann unterbrach sie.

„Ich sage es Ihnen immer, Regina!“ rief er; „wenn nicht mit meinen Lippen, so doch mit meinem Herzen.“

„Nun, lassen Sie mich Ihnen einmal sagen, daß Sie schön sind!“

„Wie?“ sagte Petrus erstaunt.

„Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie schön sind und daß ich Sie liebe, mein edler van Dyk. Ich sah gestern im Louvre das Portrait des großen Malers, dessen Talent Ihnen Gott gegeben und dessen Namen ich Ihnen gebe. Als ich mich erinnerte, in Genua die Liebesgeschichte van Dyks mit der Gräfin von Brignoles erzählen gehört zu haben, war ich im Begriffe, Ihnen zu sagen . . . — sieh, wie sich das glücklich trifft, mein Petrus, daß ich Dich in jenem Momente nicht traf! — ich war im Begriffe, Dir zu sagen: Ich gehöre Ihnen, wie sie ihm gehörte, denn Sie sind schön wie er, und ich liebe Dich gewiß noch mehr, als sie ihn liebte!“

Petrus stieß einen Freudenschrei aus.

Dann ließ er sich neben ihr nieder, umschlang ihre Hüfte und zog sie sanft an sich.

Regina bog sich wie ein Palmbaum unter dem Abendwind, und ihr Haupt auf Petrus' Brust senkend, hörte sie lächelnd die rascheren Schläge des Herzens, deren jeder ihr sagte: „Regina, ich liebe Dich!“

Es war wirklich eine reizende Gruppe, diese schönen jungen Leute, so eng umschlungen, und der Engel des Glückes hätte sie sollen in dieser Ekstase versteinern.

Das Wort erstarb auf ihren Lippen. Was hatten sie sich zu sagen? Der Athem von Petrus liebkoste die Haare der jungen Frau und ließ sie erzittern, wie eine Sinnpflanze unter dem Hauche eines Vogels.

Sie hatte die Augen geschlossen und genoß im Innern die unaussprechlichen Freuden, welche die Religion die Sterblichen hoffen läßt, wenn sie in einer andern Welt unter dem Blicke des Herrn erwachen werden.

Eine Stunde verfloß auf solche Weise in dieser berauschenden Lethargie; Jedes genoß seinerseits das Glück, das es dem Andern gab, und sog es wollüstig schweigend ein, wie wenn ein zu lautes Aussprechen eines solchen Glückes die Sterne, die es beleuchteten, eifersüchtig machen müßte.

Aber weder das Eine noch das Andere entging dem Einfluß der liebevollen Umarmung; ihr Athem wurde gepreßter, ihr Blick feuchter; ihr Hauch schien eine Klage; ihr Blut schien wie eine ansteigende Fluth das Herz überschwemmt zu haben und schlug in den Arterien ihrer Stirne.

Regina wachte plötzlich wie ein Kind auf, das sich einem bösen Traume entreißt, und an allen Gliedern zitternd, während die Lippen an denen des jungen Mannes beinahe klebten, murmelte sie:

„Geh . . . geh . . . verlasse mich, Petrus!“

„Schon!“ sagte der junge Mann, „schon! . . . Warum Dich verlassen, mein Gott?“

„Ich sagte Dir, Du sollst gehen, Inniggeliebter; geh . . . geh!“

„Droht uns eine Gefahr, angebeteter Engel?“

„Ja, eine große, eine furchtbare!“

Petrus erhob sich und sah um sich.

Regina ließ ihn wieder sich setzen und sagte mit einem Lächeln, das dem Schreck nicht fremd ist:

„Nein, die Gefahr ist nicht, wo Du sie suchst, mein Freund.“

„Wo ist sie denn?“ fragte Petrus.

„Sie ist in uns, sie ist in unsern Herzen, sie ist auf unsern Lippen, sie ist in dem Drucke Deiner Arme, in den Ketten der meinen . . . Habe Mitleid mit mir, Petrus . . . ich liebe Dich zu sehr!“

„Regina! Regina!“ rief Petrus, indem er den Kopf ~~des jungen Mädchens~~ zwischen seine Hände preßte und sie leidenschaftlich küßte.

Der Druck dauerte unbeschreiblich lange. In diesem feurigen und doch reinen Kuß, wie der von zwei Engeln, vermischten sich ihre Seelen. Ein Stern schoß vom Himmel und schien einige Schritte von ihnen zu fallen.

Regina riß sich mit einer letzten Anstrengung aus den Armen des jungen Mannes.

„Fallen wir nicht vom Himmel wie er, mein inniggeliebter Petrus,“ sagte Regina, indem sie ihn mit ihren beiden in Thränen der Liebe getauchten Augen ansah.

Petrus nahm sie bei der Hand, zog sie an sich und hauchte ihr einen Kuß auf die Stirne, der nicht reiner unter den Lippen eines Bruders hätte sein können.

„Im Angesichte Gottes, der uns sieht,“ sagte er, „im Angesichte der Sterne, die seine Augen sind,

gebe ich Dir dieſen Kuß als Zeichen der höchſten Achtung und der tiefſten Ehrfurcht."

„Danke, mein Freund," ſagte Regina. „Deine Stirne."

Petrus gehorchte, und die junge Frau gab ihm den Kuß zurück, den ſie ſo eben von ihm empfangen.

In dieſem Moment ſchlug es Drei und Nanon erſchien.

„In einer halben Stunde wird es Tag ſein," ſagte ſie.

„Du ſiehſt, Nanon," machte Regina, „wir ſagen uns Lebewohl."

Sie trennten ſich.

Aber in dem Augenblicke, als ihre Hände ſich loslaſſen wollten, hielt Regina Petrus' Hand.

„Freund," ſagte ſie, „morgen, hoffe ich, wirſt Du einen Brief von mir erhalten."

„Ich hoffe daſſelbe," ſagte der junge Mann.

„Aber einen guten Brief."

„Alle Deine Briefe ſind gut, Regina, mir iſt der letzte immer der Beſte."

„Dieſer wird der Beſte der Beſten ſein."

„O mein Gott! ich bin ſo glücklich, daß ich mich beinahe fürchte."

„Habe keine Furcht und ſei glücklich!" ſagte Regina.

„Was wirſt Du mir denn in dieſem Briefe ſagen, meine innig geliebte Freundin?"

„O habe Geduld und warte; müſſen wir uns nicht Glück für die Tage aufbewahren, wo wir uns nicht mehr ſehen?"

„Dank, Regina; Du biſt ein Engel."

„Auf Wiederſehen, Freund!“

„Auf ewig? nicht wahr?“

„Geht,“ machte Nanon, „wie ich ſagte, da bricht der Tag an.“

Petrus ſenkte den Kopf und ging weg, den Blick beſtändig nach der jungen Frau gewandt.

Was ſagte Nanon und was ſprach ſie vom Tage?

In dieſem Momente bedeckte ſich der Himmel in den Augen der Liebenden mit einem Schleier, die Nachtigall hörte auf zu ſingen, die Sterne verſchwanden am Himmel, und der ganze für ſie geſchaffene Feenzauber ſchien mit ihrem letzten Kuß verſchwunden.

LII.

Die Rue de Jeruſalem.

Salvator hatte, als er die drei jungen Leute verließ, geſagt: „Ich will Herrn Sarranti zu retten ſuchen, den man in acht Tagen hinrichtet.“

Nachdem er die drei jungen Leute hatte Jeden ſeines Weges gehen laſſen, eilte er nach der Rue d'Enfer, ging durch die Rue de la Harpe und über den Pont St. Michel, dann an dem Quai hin und beinahe im ſelben Momente, in dem jeder ſeiner Freunde zu ſeinem Rendez-vous kam, ſtand er vor dem Hotel der Präfectur.

Wie das erſte Mal hielt der Concierge Salvator an und fragte ihn:

„Wohin gehen Sie?“

Digitized by Google

Wie das erſte Mal nannte ſich Salvator.

„Verzeihung, mein Herr,“ ſagte der Concierge, „ich hatte Sie nicht erkannt.“

Salvator ging vorüber.

Dann ging er über den Hof, trat unter dem Bogen ein, ſtieg in das zweite Stockwerk und kam in das Vorzimmer, wo ſich der Huiſſier des Dienſtbureaus befand.

„Herr Jackal?“ fragte Salvator.

„Er erwartet Sie,“ antwortete der Huiſſier, indem er die Thüre zum Cabinet des Herrn Jackal öffnete.

Salvator trat ein und gewahrte den Polizeichef in der Tiefe eines Voltaire-Fauteuil begraben.

Als Herr Jackal den jungen Mann erſcheinen ſah, erhob er ſich und ging ihm lebhaft entgegen.

„Sie ſehen, daß ich Sie erwartete, lieber Herr Salvator,“ ſagte er zu ihm.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ ſagte Salvator nach ſeiner Gewohnheit mit ziemlich viel Stolz und Verachtung.

„Haben Sie mir nicht geſagt,“ fragte ihn Jackal, „daß es ſich ganz einfach um eine kleine Expedition in der Umgegend von Paris handle?“

„Allerdings,“ antwortete Salvator.

„Laſſen Sie ſatteln,“ ſagte Herr Jackal zu dem Huiſſier.

Dieſer ging.

„Setzen Sie ſich, lieber Herr Salvator,“ ſagte Jackal, indem er dem jungen Mann einen Sitz anwies. „In fünf Minuten können wir gehen. Ich

hatte Ordre gegeben, die Pferde aufgezäumt in Bereitschaft zu halten."

Salvator setzte sich, aber nicht auf den Stuhl, den ihm Herr Jackal angewiesen, sondern auf einen andern entfernteren.

Man hätte glauben können, der junge Mann mit dem reinen Instincte meide die Berührung mit dem Leithunde der Polizei.

Herr Jackal bemerkte diese Bewegung, zeigte aber nur durch eine leichte Bewegung der Augbrauen, daß er sie bemerkt.

Dann zog er seine Tabaksdose aus der Tasche, setzte seiner Nase tüchtig mit Tabak zu und sagte, indem er sich in seinen Fauteuil zurücklehnte und die Brille abnahm:

„Wissen Sie, woran ich dachte, als Sie eintraten, lieber Herr Salvator?"

„Nein, mein Herr, ich habe keine Ahnungsgabe, auch ist es nicht mein Beruf."

„Nun wohl, ich fragte mich, woher Sie diese Macht der Liebe zur Menschheit haben mögen?"

„Aus meinem Gewissen, mein Herr," antwortete Salvator, „und ich habe immer vor Allem, selbst vor den Versen des Virgil, jenen Vers des carthagischen Dichters bewundert, der ihn vielleicht nur gemacht, weil er ein Sclave war:

Homo sum et nil humani a me alienum puto *).

---

*) Ich bin ein Mensch und achte nichts Menschliches mir fremd.

„Ja, ja," sagte Herr Jackal, „ich kenne den Vers; er ist von Terenz, nicht wahr?"

Salvator machte ein Zeichen der Bejahung mit dem Kopfe.

Herr Jackal fuhr fort:

„Wahrhaftig, mein lieber Herr Salvator," sagte er, „wenn das Wort Philantrop noch nicht existirte, man müßte es für Sie schaffen. Der glaubwürdigste Journalist der Welt — wenn ein Journalist je glaubwürdig war — würde morgen schreiben, daß Sie mich um Mitternacht aufgesucht, um mich mit einer guten Handlung zu verbinden, die man ihm nicht glaubte; noch mehr, man würde bei Ihnen irgend ein Interesse bei dieser uninteressirten Handlung voraussetzen. Ihre politischen Freunde würden nicht ermangeln, Sie zu desavouiren, und ganz laut zu schreien, Sie seien an die bonapartistische Partei verkauft; denn sich so darauf zu pikiren, diesem Herrn Sarranti das Leben zu retten, der aus der andern Welt kömmt, den Sie vielleicht nie gesehen, als in dem Augenblicke, da er auf der Place de l'Assomption verhaftet wurde: diese Beharrlichkeit, mit der Sie einem Gerichtshofe beweisen wollen, daß er sich absolut getäuscht hat und daß er einen Unschuldigen verurtheilte, heißt das nicht, würden Ihre politischen Freunde sagen, den eclatantesten Beweis des Bonapartismus geben?"

„Einen Unschuldigen retten, Herr Jackal, heißt einen Beweis von Rechtlichkeit geben. Ein Unschuldiger gehört keiner Partei an oder vielmehr er gehört zur Partei Gottes."

„Ja, ja, gewiß, und das ist klar und genügend für mich, der ich Sie von langer Zeit her kenne und

der seit alten Zeiten weiß, daß Sie, wie man sagt, ein Freidenker sind. Ja, ich weiß, daß man schlecht ankäme, wollte man so fest gewurzelte Meinungen angreifen. Man wird es deßhalb auch bleiben lassen. Aber, wenn es Jemand unternähme, wenn man Sie zu verleumden suchte? . . ."

„Das wäre verlorene Mühe, mein Herr: Niemand würde es glauben."

„Ich war in Ihrem Alter," sagte Herr Jackal mit einer leichten Tinte von Melancholie; „ich hatte über Meinesgleichen dieselbe Ansicht, die Sie davon haben. Ich habe es seitdem bitter bereut und habe wie Mephistopheles gerufen — Sie haben Ihre Citation gemacht, lieber Herr Salvator, erlauben Sie, daß ich die meinige mache — ich habe wie Mephistopheles gerufen: „„Glaube unser einem. Dieses Ganze ist nur für einen Gott gemacht! Es findet sich in einem ewigen Glanze, uns hat er in die Finsterniß gebracht . . .""

„Gut," sagte Salvator, „ich werde Ihnen wie der Doctor Faust antworten: „„Allein ich will!""

„Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang!" fuhr Herr Jackal fort, die Citation zu Ende führend.

„Was wollen Sie?" antwortete Salvator, „der Himmel hat mich so geschaffen. Die einen sind von Natur zum Bösen getrieben; ich dagegen fühle mich durch einen natürlichen Instinct, durch eine unwiderstehliche Macht zum Guten getrieben. Damit will ich Ihnen sagen, mein Herr Jackal, daß alle Philosophen, die pedantischsten und die geschwätzigsten, wenn sie sich mit einander verbänden, mich nicht von meinem Vorsatz abzubringen vermöchten."

Digitized by Google

„O Tugend! Tugend!“ murmelte Herr Jackal mit einer Art Entmuthigung, indem er traurig den Kopf schüttelte.

Salvator glaubte, daß der Augenblick gekommen sei, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Seiner Ansicht nach entwürdigte Herr Jackal melancholisch die Melancholie.

„Da Sie mir die Ehre erzeigt, mich zu empfangen, Herr Jackal,“ sagte er, „so erlauben Sie mir, mit wenigen Worten Sie an den Zweck meiner Expedition zu erinnern, die ich Ihnen vorgestern vorgeschlagen.“

„Ich höre, lieber Herr Salvator,“ antwortete Herr Jackal.

Aber kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als der Huissier die Thüre wieder öffnete und meldete, daß der Wagen angespannt sei.

Herr Jackal erhob sich.

„Wir können auf dem Wege plaudern, lieber Herr Salvator,“ sagte er und nahm seinen Hut, indem er dem jungen Mann ein Zeichen machte, daß er vorangehen möge.

Salvator verbeugte sich und ging.

Als sie in den Hof gekommen waren, setzte Herr Jackal, nachdem er den jungen Mann in den Wagen hatte steigen lassen, den Fuß auf den Tritt und fragte:

„Wohin gehen wir?“

„Auf den Weg von Fontainebleau nach der Cour-de-France.“

Herr Jackal wiederholte den Befehl.

„Jedoch durch die Rue Macon," fügte der junge Mann hinzu.

„Durch die Rue Macon?" fragte Herr Jackal.

„Ja, bei mir vorüber, wir haben dort einen Reisegefährten mitzunehmen."

„Teufel, wenn ich das gewußt," rief Herr Jackal, „so hätte ich die Berline statt des Coupé befohlen."

„O," sagte Salvator, „seien Sie ruhig, er wird Sie nicht geniren."

„Rue Macon, Nr. 4," sagte Herr Jackal.

Der Wagen fuhr ab.

Einige Secunden später hielt er vor der Thüre des Herrn Salvator.

Salvator trat ein, indem er die Gangthüre mit seinem Schlüssel öffnete.

Kaum hatte er den Fuß auf die erste Stufe der Wendeltreppe gesetzt, als das obere Ende sich erhellte.

Fragola erschien mit einem Lichte in der Hand und gleich einem Sterne, den man von der Tiefe eines Brunnens erblickt.

„Bist Du es, Salvator?" sagte sie.

„Ja, Liebe."

„Kehrst Du zurück?"

„Nein, ich werde erst Morgen um acht Uhr nach Hause kommen."

Fragola stieß einen Seufzer aus.

Salvator ahnte diesen Seufzer mehr als daß er ihn hörte.

„Fürchte Nichts," sagte er, „es hat keine Gefahr."

„Nimm immerhin Roland mit."

„Ich kam, ihn zu holen."

Und Salvator rief Roland.

Als ob er nichts, als diesen Ruf gehört, kam der Hund die Treppe herabgesprungen und legte die beiden Tatzen auf den Hals seines Herrn.

„Und ich?“ fragte Fragola traurig.

„Komm!“ sagte Salvator.

Wir haben so eben das junge Mädchen einem Sterne verglichen.

Ein Stern, der am Himmel hingleitet, und in einigen Secunden den Raum von einem Horizonte zum andern durchmißt, gleitet nicht schneller daran hin, als Fragola an der Rampe der Treppe hinab.

Sie lag in dem Arme des jungen Mannes.

Dort beschwichtigten sie das ruhige Lächeln und das glänzende Auge Salvators.

„Bis Morgen, oder vielmehr heute um acht Uhr,“ sagte sie.

„Bis heute um acht Uhr.“

„Geh, mein Salvator,“ sagte sie, „Gott ist mit Dir.“

Und sie folgte dem jungen Manne mit den Augen, bis die Thüre geschlossen war.

Salvator nahm seinen Platz bei Herrn Jackal wieder ein und rief zum Kutschenschlag hinaus:

„Folge mir.“

Und als wenn Roland wüßte, wohin es ginge, folgte er nicht nur, sondern sprang sogar in der Richtung der Barrière Fontainebleau voraus.

Digitized by Google

LIII.

Das Schloß von Viry.

Für diejenigen unserer Leser, welche den Zweck der Expedition Salvators, Herrn Jackals und Rolands nicht wissen sollten, wollen wir einige Worte von dem sagen, was zwei Tage vorher geschehen.

Als Salvator die von dem Könige für die Rückkehr des Abbé Dominique bestimmte Frist mit Riesenschritten herannahen sah, hatte er Herrn Jackal aufgesucht und zu ihm gesagt:

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, Sie jedes Mal aufzusuchen, so oft ich Ihnen eine Ungerechtigkeit mitzutheilen oder ein Uebel, das wieder gut gemacht werden könnte, zu bezeichnen hätte."

„In der That, mein lieber Herr Salvator," antwortete Herr Jackal, „ich erinnere mich, das gesagt zu haben."

„Nun gut, ich komme, um mit Ihnen von der Verurtheilung des Herrn Sarranti zu sprechen."

„Ah! Sie kommen, um mit mir von dieser Verurtheilung zu sprechen."

„Ja."

„Gut denn, sprechen wir davon," hatte Herr Jackal gesagt, indem er seine Brille abnahm.

Salvator fuhr fort:

„Mein Herr, wenn Sie die Ueberzeugung hätten, daß Herr Sarranti unschuldig ist, würden Sie, um ihn zu retten, Alles thun, was in Ihren Kräften steht?"

Digitized by Google

„Natürlich, lieber Herr Salvator.“

„Gut denn, so werden Sie mich verstehen; ich habe diese Ueberzeugung.“

„Unglücklicher Weise,“ hatte Herr Jackal gesagt, „besitze ich sie nicht.“

„Ich komme deßhalb zu Ihnen, um Sie Ihnen zu geben; ich habe nicht bloß die Ueberzeugung, sondern auch den Beweis von der Unschuld des Herrn Sarranti.“

„Sie, lieber Herr Salvator? Ah! um so besser.“

Salvator bestätigte das, was er durch ein Zeichen des Kopfes andeutete.

„Sie haben diesen Beweis?“

„Ja.“

„Nun gut, warum zeigen Sie ihn mir nicht in diesem Falle?“

„Ich komme eben, um Sie zu bitten, mir ihn ans Tageslicht bringen zu helfen.“

„Ganz zu Ihrer Verfügung, lieber Herr Salvator: sprechen Sie rasch.“

„Nein, ich komme nicht um zu sprechen; Worte sind keine Beweise; ich komme, um zu handeln.“

„So handeln wir.“

„Können Sie über die nächste Nacht verfügen?“

Herr Jackal warf Salvator von der Seite einen Blick zu, rasch wie der Blitz.

„Nein,“ sagte er.

„Und über die übernächste Nacht?“

„Gewiß; nur muß ich wissen, wie viel Zeit Sie mich in Anspruch nehmen.“

„Für einige Stunden bloß.“

„Ist die Expedition innerhalb Paris oder außerhalb?“

„Außerhalb Paris.“

„Wie viel Meilen ungefähr?“

„Vier bis fünf Meilen.“

„Gut!“

„Dann werden Sie also bereit sein?“

„Ich stehe zu Ihren Diensten.“

„Um wie viel Uhr?“

„Von Mitternacht an mit Leib und Seele.“

„Uebermorgen also, um Mitternacht?“

„Uebermorgen um Mitternacht.“

Und Salvator hatte Herrn Jackal verlassen.

Es war acht Uhr Morgens.

Unter dem Bogen war er an einem Menschen vorübergekommen, der so fest in einer langen Redingote mit aufrechtstehendem Kragen stack, daß sie expreß gemacht schien, um das Gesicht zu verdecken.

Er hatte nicht weiter darauf geachtet.

Die Leute, welche Herrn Jackal Besuche machten, hatten bisweilen ernste Gründe, ihre Besuche nicht mit offenem Visir zu machen.

Der Mann war zu Herrn Jackal hinaufgegangen.

Man meldete Herrn Gérard.

Herr Jackal hatte eine Art Freudenschrei ausgestoßen und die Thüre war hinter ihnen ins Schloß gefallen.

Die Conferenz hatte beinahe eine Stunde gedauert.

Vielleicht werden wir später erfahren, was der Gegenstand dieser Conferenz gewesen; für den Augen-

blick ſind wir genöthigt, Salvator, Herrn Jackal und Roland auf dem Wege nach Fontainebleau zu folgen.

Der Weg wurde raſch zurückgelegt.

An dem Pont Godeau angekommen, ſagte Salvator zu dem Kutſcher, er ſolle halten, und man ſtieg aus.

„Ich glaube," ſagte Herr Jackal, „daß wir unſern Hund verloren; das wäre ſchade, denn er hat das Ausſehen eines ſehr geſcheidten Thieres."

„Er iſt von außerordentlicher Geſcheidtheit," ſagte Salvator; „im Uebrigen werden Sie ſehen."

Herr Jackal und Salvator folgten dem Apfelbaumweg, den unſere Leſer bereits kennen und der an dem Gitter des Parkes endigte.

Vor dem Gitter fanden ſie Roland, der ſie erwartete und im Mondlicht ausgeſtreckt und den Kopf erhoben dalag, ganz wie die großen egyptiſchen Sphinxe.

„Da!" ſagte Salvator.

„Hübſches Beſitzthum!" ſagte Herr Jackal, indem er ſeine Brille aufſetzte und durch das Gitter in die Tiefe des Parkes blickte. „Und wie kommt man da hinein?"

„O ſehr leicht, wie Sie ſehen werden!" antwortete Salvator. „Auf, Braſil!"

Der Hund ſprang mit einer Bewegung auf die vier Pfoten.

„Ich glaubte, Sie hießen Ihren Hund Roland," ſagte Herr Jackal.

„In der Stadt, ja; aber auf dem Lande nenne ich ihn Braſil. Das iſt eine ganze Geſchichte, die ich Ihnen an ihrem Orte erzählen werde. — Da Braſil!"

Salvator war an den Theil der Mauer gekommen, den er zu besteigen die Gewohnheit hatte.

Brasil hatte sich auf die Aufforderung seines Herrn genähert.

Salvator nahm ihn und hob ihn mit ausgestreckten Armen in die Höhe, wie wir es ihn bei der ersten Expedition, der wir angewohnt, haben thun sehen, bis zur Mauerkappe, an welcher sich Brasil mit beiden Vorderpfoten anklammerte, während er ihm die beiden Hinterpfoten auf die Schulter setzte.

„Spring!“ sagte Salvator.

Der Hund sprang und fiel auf der andern Seite herab.

„Ah! ah!“ machte Herr Jackal, „ich fange an zu begreifen, das ist eine Art, uns den Weg zu zeigen.“

„Allerdings. Nun kömmts an uns,“ sagte Salvator, indem er sich mit der Kraft der Fäuste bis zu der Mauerkappe emporschwang und sich rittlings auf die Mauer setzte.

Von hier aus bot er Herrn Jackal beide Hände und sagte:

„Nun Sie!“

„Ah!“ antwortete dieser, „das ist unnöthig.“

Und er schwang sich, wie Salvator zuvor gethan, mit einer Leichtigkeit auf die Mauer, die der junge Mann nicht entfernt bei ihm vermuthet hatte.

Freilich hatten die Hände bei seiner Magerkeit kein großes Gewicht zu tragen.

„Dann brauche ich mich nicht weiter um Sie zu kümmern,“ sagte der junge Mann.

Und sprang auf der andern Seite hinab.

Herr Jackal that das Gleiche mit einer Leichtig-

keit und Gewandtheit, die von großer gymnastischer Uebung zeugte.

„Nun," sagte Salvator, indem er Brasil mit einer Geberde zurückhielt, „wissen Sie, wo wir sind?"

„Nein," sagte Herr Jackal; „aber ich hoffe, daß Sie mir die Güte erzeigen, es mir zu sagen."

„Wir sind im Schlosse von Viry."

„Ah! ah! Viry! . . . Was ist das?"

„Ich will Ihrem Gedächtniß aufhelfen: im Schlosse von Viry, bei dem ehrenwerthen Herrn Gérard."

„Bei dem ehrenwerthen Herrn Gérard? Hm! . . . der Name ist mir nicht unbekannt."

„Nein, ich glaube wenigstens; es ist das Besitzthum, das er seit längeren Jahren nicht mehr bewohnte und das er an Herrn Lorédan de Valgeneuse vermiethet hatte, um Mina dort zu verbergen."

„Mina? ... welche Mina?" fragte Herr Jackal.

„Es ist das junge Mädchen, das in Versailles entführt worden."

„Ah! schön! Und was ist aus ihr geworden?"

„Wollen Sie mir erlauben, Ihnen eine kleine Anecdote zu erzählen, Herr Jackal?"

„Erzählen Sie, mein lieber Herr Salvator; Sie wissen, wie gerne ich Ihnen zuhöre."

„Nun gut, einer meiner Freunde in Rußland (er war in St. Petersburg) hatte die Unklugheit, als er bei einem großen Herrn spielte, eine sehr schöne, mit Diamanten besetzte Tabatière auf den Spieltisch zu legen; die Tabatière war verschwunden. Er hielt große Stücke auf die Tabatière."

„Das läßt sich begreifen."

„Es war weniger wegen der Diamanten, als wegen der Person, die sie ihm geschenkt.“

„Ich hätte aus beiden Gründen große Stücke darauf gehalten.“

„Nun gut, da er ebenso große Stücke aus einem Grunde darauf hielt, als Sie aus zwei Gründen, so vertraute er sein Mißgeschick dem Herrn des Hauses an, indem er alle Arten von Umschweifen anwandte, um ihm endlich zu sagen, daß ein Dieb in seinem Hause sei. Aber zu seiner großen Verwunderung schien der Herr des Hauses nicht sonderlich erstaunt.“

„„Geben Sie mir das genaue Signalement Ihrer Tabatière!““ sagte er zu ihm.

„Mein Freund gab es ihm.

„„Gut,““ sagte er, „„ich werde versuchen, sie wieder zu bekommen.““

„„Sie werden sich wohl an die Polizei wenden?““

„„O keineswegs; das wäre das Mittel, sie nie wieder zu sehen. Sagen Sie im Gegentheil Niemanden ein Wort von dem Diebstahl.““

„„Aber welches Mittel werden Sie denn anwenden?““

„„Das ist meine Sache: ich werde es Ihnen sagen, wenn ich Ihnen die Tabatière wieder zurückgebe.““

„Nach Verfluß von acht Tagen erschien der große Herr bei meinem Freunde.

„„Ist es diese?““ fragte er ihn, indem er eine Tabatière vorwies.

„„Gewiß!““ sagte mein Freund.

„„Das ist Ihre Tabatière?““

„„Gewiß.““

„„Gut, so nehmen Sie sie; aber legen Sie sie nie mehr auf die Spieltische; ich begreife, daß man sie Ihnen gestohlen; sie ist zehntausend Franken wie eine Kopeke werth.““

„„Wie zum Teufel konnten Sie sie aber wieder bekommen?““

„„Es war einer meiner Freunde, der sie Ihnen genommen: ein Graf so und so.““

„„Und Sie haben es gewagt, sie wieder von ihm zu verlangen?““

„„Sie wieder von ihm verlangen? O nein, er würde sich durch eine solche Reclamation verletzt gefühlt haben.““

„„Wie haben Sie es dann gemacht?““

„„Wie er es selbst gemacht: ich habe sie ihm gestohlen.““

„Ha, ha!“ machte Herr Jackal.

„Begreifen Sie das Gleichniß, lieber Herr Jackal?“

„Ja; Herr von Valgeneuse hatte Mina Justin entführt.“

„Das ist's: und ich habe Mina Herrn von Valgeneuse entführt.“

Herr Jackal stopfte seine Nase mit Tabak voll.

„Ich habe nichts davon gewußt,“ sagte er.

„Nein.“

„Wie kam es, daß Herr von Valgeneuse nicht zu mir kam, um sich bei mir zu beschweren?“

„Wir haben die Sache mit einander abgemacht, lieber Herr Jackal.“

„Wenn die Sache abgemacht ist . . .“ sagte der Polizeimann.

Digitized by Google

„Bis auf neue Ordre wenigstens.“

„Sprechen wir nicht mehr davon.“

„Nein, sprechen wir von Herrn Gérard.“

„Ich höre.“

„Gut, wie ich Ihnen sagte, Herr Gérard hatte das Schloß seit langen Jahren verlassen.“

„Einige Zeit nach dem Diebstahl des Herrn Sarranti und dem Verschwinden seines Neffen und seiner Nichte, diese Thatsachen kenne ich; sie wurden durch die Verhandlungen vor den Assisenhof verwiesen.“

„Ist die Art und Weise, wie der Neffe und die Nichte des Herrn Gérard verschwanden, Ihnen bekannt?“

„Nein; Sie wissen, Herr Sarranti hatte seine Betheiligung an der Sache beharrlich geleugnet.“

„Er hatte Recht; denn als Herr Sarranti das Schloß von Viry verließ, waren die beiden Kinder vollkommen am Leben und spielten auf dem Grasplatz.“

„Er hat es wenigstens gesagt.“

„Nun, mein Herr Jackal,“ sagte Salvatar, „ich weiß, was aus diesen Kindern geworden ist.“

„Bah!“

„Ja.“

„Sprechen Sie, lieber Herr Salvator, Sie interessiren mich lebhaft!“

„Das junge Mädchen wurde durch einen Messerstich der Madame Gérard getödtet und der kleine Junge durch Herrn Gérard ertränkt.“

„In welcher Absicht?“ fragte Herr Jackal.

„Sie vergessen, daß er sowohl Pflegevater, als Erbe der Kinder war.“

„O was sagen Sie mir da, lieber Herr Salvator. Ich habe Madame Gérard nicht gekannt . . .“

„Die niemals Madame Gérard, sondern einfach Orsola war.“

„Das ist möglich; aber ich habe Herrn Gérard, den ehrenwerthen Herrn Gérard, wie man ihn nannte, gekannt.“

Und die Lippe des Herrn Jackal zog sich zu einem Lächeln zusammen, das nur ihm eigenthümlich war.

„Nun,“ sagte Salvator, „der ehrenwerthe Herr Gérard ertränkte den kleinen Jungen, während seine Frau dem kleinen Mädchen den Hals abschnitt.“

„Und Sie können mir die Beweise davon liefern?“ sagte Herr Jackal.

„Gewiß.“

„Wann?“

„Augenblicklich . . . wenn Sie mir nur folgen wollen.“

„Da ich mal so weit gegangen bin . . .“ sagte Herr Jackal.

„So muß man auch bis zum Ende gehen, nicht wahr?“

Herr Jackal machte mit dem Kopfe und den Schultern ein Zeichen der Zustimmung.

„Kommen Sie,“ sagte Salvator.

Und Beide gingen an der Parkmauer hin bis zum Hause, während Salvator mit Stimme und Geberden Brasil zurückhielt, der durch eine unsichtbare und unbekannte Macht nach einem Punkte des Parkes hingezogen schien.

Digitized by Google

LIV.

Herr Jackal bedauert, daß Salvator ein rechtschaffener Mann.

So kamen sie bis zu dem Perron des Schlosses.

Das Schloß war ganz dunkel; kein Fenster war erhellt; offenbar war es öde und verlassen.

„Warten wir hier einen Augenblick, mein lieber Herr Jackal," sagte Salvator; „ich will Ihnen sagen, wie das geschehen."

„Nach Ihrer Vermuthung?"

„Nach meiner Ueberzeugung. Wir haben vor uns den Teich, wo man den kleinen Knaben ertränkt hat und hinter uns den Keller, wo man dem kleinen Mädchen den Hals abgeschnitten. Fangen wir mit dem Keller an."

„Ja; aber um mit dem Keller anzufangen, muß man ins Haus hinein kommen."

„Das darf Sie nicht beunruhigen; das letzte Mal, als ich hier war, dachte ich, man könnte eines Tages wiederkommen wollen und nahm den Thürschlüssel mit. Treten wir ein."

Roland wollte den beiden Männern folgen.

„Ganz schön, Brasil!" sagte Salvator. „Bleiben wir da, bis der Herr uns ruft."

Brasil setzte sich und wartete.

Salvator trat zuerst ein.

Herr Jackal folgte ihm.

Salvator schloß die Thüre hinter sich.

„Sie sehen im Dunkeln wie die Katzen und Luchse, nicht wahr, Herr Jackal?" fragte Salvator.

Digitized by Google

„Vermittelſt meiner Brille," ſagte Herr Jackal, indem er ſie bis zur Stirne emporhob; „ja, mein lieber Herr Salvator . . . ich ſehe genug, wenigſtens ſo viel, daß mir kein Unglück begegnet."

„Gut denn, ſo folgen Sie mir."

Salvator ging durch den Corridor zur Linken.

Herr Jackal folgte ihm.

Der Corridor führte über ein Dutzend Stufen, wie man ſich erinnert, zur Küche hinab, und die Küche in den Speiſekeller, wo ſich die furchtbare Scene ereignete, die wir erzählt haben.

Salvator ging ohne Aufenthalt durch die Küche.

„Hier iſt der Ort," ſagte er.

„Wie, hier?" fragte Herr Jackal.

„Hier wurde Madame Gérard erdroſſelt."

„Ah, hier."

„Ja, — nicht wahr, Braſil, hier?" ſagte Salvator, die Stimme erhebend.

Man hörte ein Geräuſch, wie eine Waſſerhoſe; durch eine Scheibe des Fenſters fiel der Hund brummend zu den Füßen ſeines Herrn und des Herrn Jackal nieder.

„Was ſoll das?" fragte der Polizeimann zurückprallend.

„Es iſt Braſil, der Ihnen zeigt, wie die Sache vor ſich gegangen."

„O! o!" machte Herr Jackal, „hätte etwa Braſil durch Zufall die arme Madame Gérard erdroſſelt?"

„Er ſelbſt."

„Dann iſt ja Braſil ein elender Meuchelmörder, der eine Kugel verdient."

„Brasil ist ein edler Hund, der den Montyonpreis verdient.“

„Erklären Sie sich.“

„Brasil hat Madame Gérard erdrosselt, weil sie im Begriff war, die kleine Leonie zu ermorden; er liebte das Kind, er hörte es schreien, er kam — nicht wahr, Brasil?“

Brasil ließ ein unheimliches und langes Geheul vernehmen.

„Jetzt,“ fuhr Salvator fort, „wenn Sie daran zweifeln, daß es hier geschehen, so zünden Sie ein Licht an und betrachten Sie die Steinplatten.“

Als wenn es die einfachste Sache von der Welt wäre, ein Feuerzeug, Schwefelhölzchen und ein Licht bei sich zu tragen, zog er aus seiner Redingote ein Phosphorfeuerzeug und einen Wachsstock.

Fünf Secunden später war der Wachsstock angezündet und warf ein Licht umher, daß Herr Jackal mit den Augen blinzte.

Man hätte glauben sollen, wie bei den Nachtvögeln sei die Finsterniß sein Tag.

„Beugen Sie sich hinab,“ sagte Salvator.

Herr Jackal beugte sich hinab.

Eine leichte röthliche Farbe bedeckte die Steinplatten.

Salvator deutete mit dem Finger darauf.

Man hätte leugnen können, daß dieser Fleck ein Blutfleck, so schwach war er; aber Herr Jackal erkannte ihn ohne Zweifel als solchen, denn er machte keinen Einwurf.

„Nun wohl,“ sagte er, „was beweist dieses Blut?

Es kann ebensogut das Blut von Madame Gérard als von der kleinen Leonie sein."

„Dieses," sagte Salvator, „ist aber wirklich das Blut von Madame Gérard."

„Wie erkennen Sie es?"

„Warten Sie."

Salvator rief Brasil.

„Brasil!" sagte er, „warm! hier! warm!"

Und er zeigte dem Hunde die Blutspur.

Der Hund legte die Nase auf die Steinplatte; aber er zog brummend die Lefzen zurück und suchte den Stein zu beißen.

„Sie sehen!" sagte Salvator.

„Ich sehe, daß Ihr Hund wüthend ist, das ist Alles, was ich sehe."

„Warten Sie! . . . Jetzt will ich Ihnen das Blut der kleinen Leonie zeigen."

Herr Jackal sah Salvator mit tiefem Erstaunen an.

Salvator nahm den Wachsstock aus den Händen von Herrn Jackal und sagte, indem er in den Raum ging, welcher auf den Holzkeller folgte, und in der Richtung der Thüre, welche in den Garten führte, auf den Steinplatten andere röthliche Flecken zeigte:

„Sehen Sie, das ist das Blut des kleinen Mädchens. — Nicht wahr, Brasil?"

Diesmal näherte Brasil sanft seine Lefzen der Steinplatte, als wollte er sie küssen. Er stieß ein peinliches Geheul aus und berührte die Steinplatte mit der Spitze seiner Zunge.

„Da sehen Sie!" sagte Salvator. „Das kleine

Mädchen war noch nicht ganz hingewürgt; während Brasil Orsola erdrosselte, rettete sich jene in den Garten."

„Hm, hm!" machte Herr Jackal; „dann?"

„Nun gut; das ist, was das kleine Mädchen betrifft. Später werden wir uns mit dem kleinen Jungen beschäftigen."

Und das Wachslicht auslöschend, gab er es Herrn Jackal zurück.

Dann gingen Beide in den Garten.

„Hier," sagte Salvator, „sind wir im zweiten Theile des Drama's. Hier ist der Teich, wo Herr Gérard den kleinen Victor ertränkte, während Madame Gérard das kleine Mädchen ermordete."

Mit vier Schritten war man am Ufer des Teiches.

„Nun, Brasil," rief Salvator, „sag' uns ein wenig, wie Du den Leichnam Deines jungen Herrn aus dem Wasser gezogen."

Brasil, als wenn er ganz gut verstanden, was man von ihm erwartete, ließ es sich nicht zwei Mal sagen; er stürzte sich in den Teich, schwamm ungefähr bis zum dritten Theile, tauchte unter, erschien wieder, und legte sich dann mit einem unheimlichen Geheul zu Boden.

„Wahrlich, ein Hund," sagte Herr Jackal, „der ganz sicher Munito in Schach geschlagen hätte."

„Warten Sie, warten Sie!" versetzte Salvator.

„Ich warte," machte Herr Jackal.

Salvator führte Herrn Jackal an den Fuß eines dichten Gehölzes.

Dort forderte er ihn auf, seinen Wachsstock wieder anzuzünden.

Herr Jackal gehorchte.

„Sehen Sie," sagte Salvator, indem er dem Polizeimann eine tiefe Narbe in dem Stamme eines der Bäume zeigte, welche das Gehölz bildeten, „sehen Sie und sagen Sie mir, was das ist!"

„Es scheint mir das Loch einer Kugel zu sein," sagte Herr Jackal.

„Und ich bin dessen gewiß," sagte Salvator.

Dann nahm er ein kleines spitzes Messer, das als Messer, Dolch und Skalpel dienen konnte, schnitt in die Wunde des Baumes und alsbald fiel ein kleines Stück Blei heraus.

„Sie sehen! Die Kugel ist noch da," sagte er.

„Ich sage nicht nein," machte Herr Jackal; „aber was beweist eine Kugel in dem Stamm eines Baumes? Man mußte sehen, durch was sie vorher ging, ehe sie hierher gelangte."

Salvator rief Brasil.

Brasil kam herbei.

Salvator nahm den Finger des Herrn Jackal und legte ihn zuerst auf die rechte und dann auf die linke Seite Brasils.

„Fühlen Sie nicht?" fragte er.

„Allerdings fühle ich."

„Was?"

„Etwas wie zwei Narben."

„Gut," sagte Salvator, „Sie fragten, durch was die Kugel gegangen: Sie wissen es jetzt."

Herr Jackal betrachtete Salvator mit steigender Bewunderung.

„Jetzt kommen Sie!" sagte Salvator.

„Wo gehen wir hin?" fragte Herr Jackal.

„Wohin Horaz ſagt, daß man gehen müſſe, zur Entwicklung: Ad eventum festina.“

„Ach, lieber Herr Salvator,“ rief Herr Jackal, „welches Unglück, daß Sie ein rechtſchaffener Mann ſind!“

Und er folgte Salvator.

LV.

Das leere Neſt.

„Jetzt,“ ſagte Salvator, indem er an dem Teiche hinging,“ jetzt begreifen Sie alles, nicht wahr?“

„Noch nicht ganz,“ ſagte Herr Jackal.

„Nun, während man das kleine Mädchen im Keller tödtete, ertränkte man den kleinen Knaben in dem Teiche. Braſil lief auf das Geſchrei des kleinen Mädchens herbei, erdroſſelte Orſola oder Madame Gérard, wie Sie wollen; dann nachdem er Madame Gérard erwürgt, ſuchte er ſeinen andern Freund, den kleinen Knaben, fand ihn in der Tiefe des Teiches, trug ihn auf den Grasplatz, erhielt eine Kugel durch den Leib, die, nachdem ſie ihm durch den Leib gegangen, ſich in dem Stamm des Baumes feſtſetzte, wo wir ſie gefunden. Der grauſam verwundete Hund rettete ſich heulend. Dann nahm der Mörder den Leichnam des kleinen Knaben, trug ihn fort und begrub ihn.“

„Begrub ihn,“ machte Herr Jackal, „und wo das?“

„Wo Sie ihn ſehen werden.“

Herr Jackal ſchüttelte den Kopf.

„Wo ich ihn ſelbſt geſehen,“ fügte Salvator hinzu.

Digitized by Google

Herr Jackal schüttelte abermals den Kopf.

„Aber, wenn Sie ihn sehen? . . .“ sagte Salvator.

„Wahrlich, wenn ich ihn sehe . . .“ machte Herr Jackal.

„Was werden Sie dann sagen?“

„Ich werde sagen, daß er da ist.“

„Auf denn!“ sagte der junge Mann.

Er verdoppelte den Schritt.

Wir kennen den Weg, den sie einschlagen. Wir sahen das eine Mal Herrn Gérard, das andere Mal Herrn Salvator ihn einschlagen; das erste Mal das Verbrechen, das zweite Mal die Rechtlichkeit.

Brasil ging zehn Schritt vor ihnen und drehte sich jede fünf Minuten um, um zu sehen, ob man ihm folge.

„Da sind wir,“ sagte Salvator, indem er in das Gebüsch trat.

Herr Jackal folgte ihm auf dem Fuße.

Brasil jedoch blieb, wie wenn er sich getäuscht sähe, stehen.

Statt mit der Schnauze die Erde zu beschnüffeln und den Boden mit den Pfoten aufzuscharren, blieb er aufrecht, von allen Seiten Luft einschnoppernd und brummend.

Salvator, der in allen Gedanken Brasils eben so leicht zu lesen schien, als Brasil in den seinen, begriff, daß etwas Ungewöhnliches vor sich gehe.

Er sah um sich.

Sein Blick ruhte auf Herrn Jackal: der Mond beleuchtete ihn in diesem Augenblicke.

Der Polizeimann hatte ein seltsames Lächeln auf seinen Lippen.

„Sie sagen also, daß hier der Ort sei?“ fragte Herr Jackal.

„Er war wenigstens hier,“ antwortete Salvator.

Dann wandte er sich an den Hund und rief:

„Suche, Brasil!“

Brasil näherte seine Schnauze der Erde; dann ließ er, den Kopf erhebend, ein trauriges Geheul hören.

„O, o!“ sagte Salvator, „haben wir uns getäuscht, mein guter Brasil? Suche!... Suche!...“

Aber Brasil schüttelte den Kopf, als wollte er antworten, es sei unnöthig zu suchen.

„Bah,“ sagte Salvator zu dem Hunde, „sollte?..“

Und sich selbst auf die Kniee werfend, that er, was der Hund hätte thun sollen, das heißt, er steckte seine Hand tief in die Erde.

Die Sache war um so leichter, als die Erde erst kürzlich durchgejätet schien und war.

„Nun?“ fragte Herr Jackal.

„Nun,“ sagte Salvator mit rauher Stimme, denn seine letzte Hoffnung verschwand, „der Leichnam ward geraubt.“

„Das ist bedauerlich,“ sagte Herr Jackal, „Teufel! Teufel! Teufel! Das wäre ein Probe gewesen ... Suchen Sie wohl.“

Trotz des sichtlichen Widerwillens, den er hatte, seine Hand mit dieser Erde in Berührung zu bringen, steckte Salvator seinen Arm bis an die Schulter in die Grube und wiederholte, als er aufstand, mit blassem Gesichte und schweißgebadeter Stirne:

„Der Leichnam wurde gestohlen!“

„Gut!“ sagte Herr Jackal, „durch wen?“

„Durch den, welcher ein Interesse hatte, ihn verschwinden zu lassen.“

„Sind Sie sicher, daß hier ein Leichnam war?“ fragte Herr Jackal.

„Ich sage Ihnen, daß ich hier an diesem Platze, von Roland, von Brasil, wie Sie wollen, geführt, das Skelett des kleinen Victor gefunden, der dort begraben worden, nachdem ihn sein Oheim ertränkt und Roland aus dem Wasser gezogen. — Nicht wahr, Roland, er war da?“

Roland stand auf, stemmte seine beiden Pfoten gegen Salvators Brust und ließ ein langes, trauriges Geheul hören.

„Wann war er da?“ fragte Herr Jackal.

„Noch vorgestern,“ sagte Salvalor; „er wurde also in der gestrigen Nacht fortgeschafft.“

„Natürlich!... Natürlich!“ versetzte Herr Jackal, ohne daß man eine Veränderung in seiner Stimme oder in seinem Gesichte bemerken konnte, „da Sie behaupten, er sei vorgestern noch dagewesen.“

„Ich behaupte nicht, ich versichere,“ sagte Salvator.

„Teufel! Teufel! Teufel!“ wiederholte Herr Jackal.

Salvator sah dem Polizeimann ins Gesicht.

„Gestehen Sie,“ sagte er zu ihm, „daß Sie im Voraus wußten, wir würden hier nichts finden!“

„Herr Salvator, ich glaube alles, was Sie mir sagen, und da Sie mir sagten, wir würden hier etwas finden . . .“

„Gestehen Sie mir, Sie ahnen, wer den Leichnam gestohlen!“

„Wahrhaftig, mein lieber Herr Salvator, ich ahne nichts.“

„Sacrebleu! mein lieber Herr Jackal,“ rief der junge Mann, „Sie haben heute nicht Ihren scharfsichtigen Tag.“

„Ich gestehe,“ antwortete Herr Jackal mit vollkommener Bonhomie, „diese nächtliche Scene, in einem öden Parke, am Rande einer Grube, ist nicht geeignet, auch selbst dem Schlauesten Scharfsinn zu leihen, und ich mag thun, was ich will, ich ahne nicht, wer das Skelett fortgenommen.“

„Wenigstens kann es nicht Herr Sarranti sein, da er im Gefängniß ist.“

„Nein,“ sagte Herr Jackal; „aber seine Mitschuldigen könnten es sein; denn wer sagt, daß der Leichnam nicht von Herrn Sarranti hierher gelegt worden sei? wer sagt, daß Herr Sarranti das Kind nicht ertränkt, das der Hund herausgezogen?“

„Ich! ich! ich!“ machte Salvator, „ich sage es! und der Beweis . . . Aber nein, Gott sei Dank! ich hoffe einen bessern, als den zu finden . . . Sie geben zu, nicht wahr, daß der, welcher den Leichnam fortgenommen, der Mörder ist?“

„Sie gehen sehr weit.“

„Oder wenigstens sein Mitschuldiger?“

„Es wäre allerdings einiger Verdacht vorhanden.“

„Roland hieher!“ sagte Salvator.

Der Hund kam.

„Holla! Roland, es ist Jemand während der

letzten Nacht hierhergekommen, nicht wahr, mein Hund?"

Der Hund bellte.

„Suche! Roland, suche!" sagte Salvator.

Roland beschrieb einen Kreis, schien eine Fährte zu erkennen und stürzte nach dem Gitter zu.

„Ganz schön! Roland! ganz schön!" sagte Salvator, „gehen wir nicht zu rasch."

Und Herr Jackal folgte Roland, indem er sagte:

„Ein vortrefflicher Leithund, Herr Salvator, ein vortrefflicher Leithund! Wenn Sie sich je seiner entschlagen wollten, so kenne ich einen, der einen guten Preis dafür bezahlen würde."

Der Hund folgte bellend der Fährte.

Nach zwanzig Schritten machte er einen Satz und wandte sich dann nach links.

„Gehen wir links, Herr Jackal," sagte Salvator.

Herr Jackal gehorchte wie ein Automat.

Nach zwanzig weiteren Schritten ging der Hund wieder rechts.

„Gehen wir rechts, Herr Jackal," sagte Salvator.

Und Herr Jackal gehorchte mit derselben Pünktlichkeit.

Nach zehn Schritten blieb der Hund inmitten eines dichten Gehölzes stehen.

Salvator drang hinter ihm in das Gehölz.

„Ah!" sagte er, „der, welcher die Gebeine des Kindes fortschleppte, hatte die Absicht, sie hier niederzulegen; er hat sogar die ersten Hiebe mit der Hacke in die Erde gethan, aber er fand den Ort

Digitized by Google

nicht ſicher genug und ſetzte ſeinen Weg fort, nicht wahr, Roland?"

Roland ſtieß einen Klageſchrei aus und ſchlug wieder den Weg nach dem Gitter ein.

Am Gitter blieb er ſtehen, machte jedoch den Verſuch, hinüberzuſetzen.

„Es iſt unnöthig, daß wir zuvor im Innern des Parkes ſuchen," ſagte Salvator; „der Leichnam iſt hier durchgebracht worden."

„Teufel! Teufel!" ſagte Herr Jackal, „das Gitter iſt geſchloſſen und das Schloß ſcheint mir ſolid."

„O," ſagte Salvator, „wir werden ſicher einen Hebel oder ein Brecheiſen finden, um es aufzuſprengen. Das Schlimmſte wäre, wenn wir über die Mauer klettern müßten, wie wir ſchon einmal gethan, wir würden die Fährte auf der andern Seite des Gitters wieder verfolgen."

Und Salvator ging nach der Mauer, in der Abſicht, ſie zu erſteigen.

„Gut!" ſagte Herr Jackal, indem er ihn am Rockflügel zurückhielt, „ich weiß etwas noch kürzeres."

Und indem er aus ſeiner Taſche einen kleinen Ring mit Dieterichen zog, machte er dreimal den Verſuch, und beim dritten Male öffnete ſich die Thüre wie durch einen Zauber.

Braſil ging zuerſt hinein und fand, wie Salvator vorausgeſehen, augenblicklich die Fährte.

Die Fährte führte an der Mauer hin und querfeldein, in der geradeſten Linie auf die Landſtraße.

Ein geackertes Feld durchſchneidend, ſah man auch hier die Spur von Schritten.

„Sehen Sie," sagte Salvator, „sehen Sie! sehen Sie!"

„Ja, ich sehe," sagte Herr Jackal. „Unglücklicher Weise sind diese Schritte nicht unterschrieben."

„Bah!" sagte Salvator, „vielleicht finden wir die Unterschrift am Ende der Fährte."

Aber die Fährte lief auf der Landstraße aus, den königlichen Weg, der vierundsiebzig Fuß breit und gepflastert war.

Roland ging bis an das Pflaster, dann erhob er den Kopf und heulte.

„Ein Wagen wartete hier," sagte Salvator; „der Mann ist mit dem Leichnam eingestiegen."

„Nun?" fragte Herr Jackal.

„Nun, ich muß eben suchen, wo er ausgestiegen."

Herr Jackal schüttelte den Kopf.

„Ach, lieber Herr Salvator," sagte er, „ich fürchte sehr, daß Sie sich viel vergebliche Mühe machen."

„Und ich, Herr Jackal," sagte Salvator, hitzig geworden, „ich bin überzeugt, daß wir etwas herausbringen."

Herr Jackal machte mit dem Munde das kleine Geräusch, welches den Zweifel anzeigt.

„Die Fährte verloren," versetzte er, „Madame Gérard erdrosselt, die beiden Kinder todt . . ."

„Ja," sagte Salvator, „aber die beiden Kinder sind nicht todt."

„Wie! die beiden Kinder wären nicht todt?" rief Herr Jackal, das lebhafteste Erstaunen heuchelnd; „Sie sagten mir doch, der Junge sei ertränkt worden."

„Ja, aber ich habe Ihnen die Blutspur des klei-

nern Mädchens gezeigt, das sich rettete ... und ... es ist gerettet."

„Ah!" sagte Herr Jackal; „und lebt es noch immer?"

„Es lebt noch!"

„Ah! das wirst wirklich ein helles Licht auf die Sache, namentlich wenn sie sich erinnert."

„Sie erinnert sich."

„Das wäre eine sehr peinliche Erinnerung für das Mädchen," sagte Herr Jackal, den Kopf schüttelnd.

„Ja," sagte Salvator; „aber so lebhaft auch Ihr Mitleid sein mag, mein lieber Herr Jackal, welche Aufregung ihr diese Erinnerung verursachen mag — da es sich um das Leben eines Menschen handelt, werden Sie sie dennoch fragen, nicht wahr?"

„Ganz gewiß: es ist meine Pflicht."

„Das ist alles, was ich für den Augenblick wissen möchte. Nun aber sehe ich den Tag anbrechen; wenn Sie nach Paris zurückkehren wollten, Herr Jackal, will ich Sie nicht länger aufhalten."

Und Salvator machte eine Bewegung, um über den Graben zu gehen.

„Wo wollen Sie hin?" fragte Herr Jackal.

„Nach dem Wagen, den wir beim Pont Godeau stehen ließen."

„Gut!" sagte Herr Jackal, „es ist des Wagens Sache, zu uns zu kommen."

Dabei zog er aus seiner ungeheuren Tasche eine Pfeife, die er an seine Lippen setzte und mit der er einen so scharfen Ton hervorbrachte, daß man ihn eine halbe Meile weit hören mußte.

Dieſer Ton wurde drei Mal wiederholt.

Fünf Minuten ſpäter hörte man das Rollen eines Wagens auf der Landſtraße.

Der Wagen war der des Herrn Jackal.

Die beiden Männer ſtiegen ein.

Roland, der unermüdlich ſchien, lief voraus.

Um acht Uhr Morgens kam der Wagen an der Barrière Fontainebleau vorüber.

„Laſſen Sie mich Sie bei Ihrem Hauſe abſetzen, Herr Salvator, es iſt unſer Weg," ſagte Herr Jackal.

Salvator hatte keinen Grund, die Artigkeit des Herrn Jackal zurückzuweiſen.

Er ließ es ſchweigend geſchehen.

Der Wagen hielt in der Rue Macon vor Nr. 4.

„Nun," ſagte Herr Jackal, „ein anderes Mal werden wir glücklicher ſein, lieber Herr Salvator."

„Ich hoffe," ſagte Salvator.

„Auf Wiederſehen!" machte Herr Jackal.

„Auf Wiederſehen!" antwortete Salvator.

Salvator ſprang aus dem Wagen, der Schlag ſchloß ſich und das Coupé fuhr in großem Trab davon.

„O! Dämon!" ſagte Salvator, „ich habe Dich im Verdachte, daß Du beſſer als ich weißt, wo der Leichnam des armen Kindes iſt."

Und bei dieſen Worten öffnete er die Thüre und trat bei ſich ein.

„Thut nichts," ſagte er, „bleibt doch Roſe-de-Noël."

Und er begann die Treppe hinaufzusteigen, welche Roland bereits in Sprüngen zurückgelegt.

„Bist Du es, Freund?“ sagte eine Stimme oben auf dem Ruheplatz.

„Ja, ich bin es,“ rief Salvator.

Er warf sich in Fragola's Arme.

Einen Augenblick vergaß er die furchtbare Täuschung dieser Nacht in der süßen Umarmung, die ihn alles vergessen ließ.

Fragola kam zuerst wieder zu sich.

„Trete ein, Salvator,“ sagte sie; „seit sieben Uhr diesen Morgen wartet eine alte Frau auf Dich, welche ganz unglücklich ist, aber nicht sagen will, was sie weinen macht.“

„Eine alte Frau!“ rief Salvator, „das ist die Brocante.“

Und sich in das Zimmer stürzend, rief er:

„Rose-de-Noël! Rose-de-Noël!“

„Ach!“ antwortete die Brocante, „als ich diesen Morgen in ihr Zimmer kam, war das Zimmer offen und die arme Kleine fort.“

„Oh!“ rief Salvator, indem er sich mit der Faust vor die Stirne schlug, „ich hätte mir's denken sollen, daß in dem Augenblick, wo ich den Leichnam des Bruders nicht mehr fand, man zu gleicher Zeit die Schwester verschwinden lassen werde!“

Digitized by Google

LVI.

Vive l'ampleur! *)

Erklären wir jetzt, wie der Leichnam fehlte, welchen Salvator und Herr Jackal in dem Park von Viry zu suchen vergeblich gekommen waren.

Man wird sich erinnern, daß Salvator, als er Herrn Jackal verließ, einem Individuum begegnete, das, obgleich die Rauhheit der Jahreszeit noch durchaus nicht zu einer solchen Vorsichtsmaßregel nöthigte, in einen ungeheuren Winterüberrock gehüllt war, dessen Kragen ihm als Maske zu dienen bestimmt schien.

Dieser Mensch, dem Herr Jackal nur eine oberflächliche Aufmerksamkeit geschenkt hatte, war hinter ihm die Treppe hinaufgestiegen und hatte sich unter dem wohlbekannten Namen Gérard melden lassen.

Es war in der That Herr Gérard.

Wenn man die Eile sah, mit der er den Hof durchmessen und unter den Bogengang getreten, der zu dem Chef der geheimen Polizei führte; wenn man die ängstliche Besorgtheit beobachtete, mit der er den Theil des Gesichtes zu Boden senkte, der zwischen seinem Hut und seinem Rockkragen frei blieb, mußte man unwillkürlich mit Abscheu den Kopf abwenden, denn ein Beobachter erkannte alsbald in diesem Menschen den Polizeispion in der vollen Bedeutung des Wortes.

---

*) Es lebe die Weite!

Wie wir gesagt, man meldete Herrn Gérard.

Die Thüre des Cabinets von Herrn Jackal ging auf und der Besuchende trat ein.

„Ah! ah!“ sagte Herr Jackal, „da ist der ehrenwerthe Herr Gérard. Kommen Sie, mein lieber Herr, kommen Sie!“

„Ich komme Ihnen vielleicht ungelegen?“ fragte Herr Gérard.

„Wie das? — Sie mir ungelegen kommen? Niemals!“

„Sie sind zu gütig, mein Herr!“ machte Gérard.

„Ueberdies wollte ich gerade zu Ihnen schicken. Sie mir ungelegen kommen, Sie, mein Getreuer, mein Held, mein Liebling! Nein, nein, Herr Gérard, Sie sagen mir das nicht im Ernste.“

„Es war mir, als wären Sie auf.“

„Ja, gewiß, ich habe so eben einem Ihrer Freunde das Geleite gegeben.“

„Einem meiner Freunde — welchem?“

„Herrn Salvator.“

„Ich kenne ihn nicht,“ sagte Herr Gérard erstaunt.

„Ja, aber er kennt Sie, befürchte ich wenigstens.“

„Und ich glaubte, Sie wollten ausgehen.“

„Und Sie hofften unserer kleinen Plauderei auszuweichen, Undankbarer!“

„Herr Jackal . . .“

„Nun, legen Sie Ihren Hut ab; Sie sehen immer aus, als wenn Sie fliehen wollten . . . so, gut . . . und nun setzen Sie sich. Wo zum Teufel würden Sie einen heitereren Kameraden, einen liebens-

würdigeren Luſtigmacher als mich finden, Undankbarer! Abgeſehen davon, daß, während Sie über dem König wachen, ich über Ihnen wache. Ja, ich war im Begriffe, auszugehen: aber Sie kommen und ich bleibe . . . Ausgehen, ja wohl! ich werde meine wichtigſten perſönlichen Angelegenheiten opfern, um die Freude zu haben, einen Augenblick mit Ihnen zu plaudern. Nun, was haben Sie mir Neues zu erzählen, ehrenwerther Herr Gérard?"

„Wenig, mein Herr."

„Um ſo ſchlimmer, um ſo ſchlimmer!"

Herr Gérard ſchüttelte den Kopf, wie ein Mann, der ſagt: „Die Verſchwörung bricht nicht aus!"

„Aber weiter?" fragte Herr Jackal.

„Man hat Ihnen geſtern einen Mann gebracht, den ich vor dem Café Foy arretiren ließ."

„Was that er dort?"

„Er machte unmäßige napoleoniſche Propaganda."

„Erzählen Sie mir das, lieber Herr Gérard."

„Denken Sie ſich . . ."

„Zuerſt ſeinen Namen?"

„Ich weiß ihn nicht, mein Herr . . . Sie begreifen, daß es unklug von mir geweſen wäre, ihn darum zu fragen."

„Sein Signalement?"

„Nun, es war ein großer, ſtarker, kräftiger Mann, mit einem bis ans Kinn zugeknöpften langen Rock, und einem rothen Band im Knopfloche."

„Ein Offizier außer Dienſten."

„Das habe ich mir auch geſagt, namentlich als ich ſeinen Hut mit breitem Rand ſah, der über den Kopf hereingedrückt war und keck auf dem Ohre ſaß."

„Nicht übel, Herr Gérard, nicht übel für einen Anfänger," murmelte Herr Jackal; „Sie werden sehen, daß wir etwas aus Ihnen machen können. Fahren Sie fort."

„Er trat in das Kaffeehaus, und da mir seine Erscheinung etwas Verdächtiges hatte, so folgte ich ihm."

„Gut, Herr Gérard, gut."

„Er setzte sich an einen Tisch und verlangte eine halbe Tasse Kaffee und eine Caraffe mit Branntwein, indem er laut sagte: „„Ich kann meinen Kaffee nur au gloria trinken; ich liebe den Gloria*)!"" Und dabei blickte er um sich, als wollte er sehen, ob ihm Niemand antwortete."

„Und Niemand antwortete ihm?"

„Niemand. Dann, als dächte er, er habe nicht laut genug gesprochen, fuhr er fort: „„Es lebe der Gloria!""

„Teufel! Teufel! Teufel!" machte Herr Jackal. „Das ist ziemlich aufrührerisch. „Vive le gloria! das ist so, als sagte man: vive la gloire!"

„Das ist's auch, was ich dachte, und da unter unserer väterlichen Regierung kein Grund vorhanden, vive la gloire! zu rufen, so war mir dieser Mann sehr verdächtig."

„Sehr gut! . . . Räuber der Loire! . . ."

„Ich setzte mich an einen dem seinigen gegenüberstehenden Tisch, entschlossen, meine Ohren und Augen weit offen zu halten."

---

*) Eine kleine Tasse schwarzen Kaffees mit Branntwein.

„Bravo, Herr Gérard!"

„Er verlangte ein Journal . . ."

„Welches?"

„Ah, das weiß ich nicht."

„Das ist ein Fehler, Herr Gérard."

„Ich glaube, es war der Constitutionnel."

„Es war der Constitutionnel."

„Sie glauben?"

„Ich weiß gewiß."

„Wenn Sie gewiß wissen, Herr Jackal . . ."

„Er verlangte den Constitutionnel . . . Fahren Sie fort."

„Er verlangte den Constitutionnel; aber ich sah, daß es purer Betrug war; denn, sei es Zufall, sei es Verachtung, er hielt die Lectüre beständig verkehrt bis zu dem Augenblicke, da einer seiner Freunde in das Café trat."

„Woran sahen Sie, daß es einer seiner Freunde war, Herr Gérard?"

„Daran, daß er von Kopf bis zu Fuß genau wie er selbst angezogen war; nur war er bedeutend abgeschabter."

„Kehrte wohl vom Champ d'Asile*) zurück ... Fahren Sie fort, Herr Gérard."

„Es war zweifelsohne sein Freund.

„Die Sache ist um so weniger zweifelhaft; als der, welcher eintrat, gerade auf den Sitzenden zu ging und ihm die Hand bot.

---

*) Name eines Asyls, daß die französischen Refugiés nach der Restauration in Texas zu gründen beabsichtigten. D. Uebers.

„„Guten Tag,““ ſagte der Erſtere in rauhem Tone.

„„Guten Tag,““ ſagte der Andere im ſelben Tone; „„Du haſt alſo eine Erbſchaft gemacht?““

„„Ich?““

„„Ja; Du.““

„„Warum das?““

„„Nun, weil Du ganz neu herausgeputzt biſt.““

„„Meine Frau hat mich ſo zu meinem Geburtstage equipirt.““

„„Ich glaubte, man habe die Bezahlung erhalten?““

„„Nein, und ich glaube auch, wir müſſen noch einige Zeit unſerem Correſpondenten in Wien Credit geben.““

„Dem Herzog von Reichſtadt,“ machte Herr Jackal.

„Das habe ich mir auch geſagt,“ verſetzte Herr Gérard.

„„Du weißt,““ fuhr der erſte Militär fort, „„daß der genannte Correſpondent von Wien nach Paris kommen ſollte?““

„„Ich weiß es,““ antwortete der Andere; „„aber er wurde daran gehindert.““

„„Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.““

„Hm! hm! Herr Gérard, was ſagen Sie? nichts Bedeutendes? aber ich finde es ſchon genug, was Sie da geſagt, und wenn nichts weiter dazu kömmt ...“

„Es kömmt noch weiter dazu, mein Herr.“

„Gut; fahren Sie fort, fahren Sie fort, mein Herr Gérard.“

Und zum Zeichen der Befriedigung zog Herr Jackal ſeine Tabaksdoſe heraus und ſtopfte ſich die Naſe voll Tabak.

Herr Gérard fuhr fort.

„Der zuerſt Anweſende ſagte dann:

„„Wahrlich eine hübſche Redingote.““

„Dabei fuhr er ihm mit der Hand über das Tuch.

„„Sehr ſchön,““ antwortete der Andere ſtolz.

„„Ein herrlicher Strich.““

„„Elbeuftuch, ganz einfach.““

„„Etwas weit, vielleicht.““

„„Wie, etwas weit?““

„„Ich meine: Deine Redingote, ich finde ſie etwas weit für einen Soldaten.““

„Das beweist,“ bemerkte Herr Jackal, „daß es ein Militär war und daß Sie ſich nicht getäuſcht, Herr Gérard.“

„„Warum etwas weit?““ antwortete der Offizier; „„die Kleider können nie weit genug ſein; ich bin für die großen Sachen: ich habe Alles lieb, was weit iſt: Vive l'empereur!““

„Vive l'empereur! wie, es lebe der Kaiſer! ruft er gelegentlich einer Redingote?“

„Ich weiß wohl, daß das in keinem großen Bezügniſſe ſteht,“ verſetzte Herr Gérard etwas verlegen; „aber ich hörte vive l'empereur! rufen.“

Herr Jackal ſchnupfte eine zweite Priſe mit großem Geräuſch.

„Nehmen wir an, daß er: vive l'empereur! gerufen.“

„Ja, nehmen wir das an,“ ſagte Herr Gérard, den die Discuſſion ſichtlich in Verlegenheit ſetzte, „Sie begreifen wohl, daß ich das Café verließ, als ich dieſen aufrühreriſchen Ruf hörte, der mehre Perſonen ſich umzudrehen veranlaßte.“

„Ich begreife.“

„An der Thüre fand ich zwei Agenten; ich bezeichnete ihnen meinen Mann und entfernte mich erſt, als ich ſie ihn am Rockkragen faſſen ſah.“

„Bravo! mein Herr Gérard! aber es iſt erſtaunlich; ich habe Ihren Mann gar nicht geſehen, auch wurde mir kein Rapport darüber gemacht.“

„Ich verſichere Sie indeſſen, daß der Mann arretirt wurde, Herr Jackal.“

Herr Jackal läutete.

Der Huiſſier erſchien.

„Laſſen Sie Herrn Gibaſſier rufen,“ ſagte Herr Jackal.

Der Huiſſier ging.

Fünf Minuten verfloſſen, während welcher Herr Jackal alle Acten ſeines Bureaus durchwühlte.

„Ich ſehe nichts,“ ſagte er, „abſolut nichts.“

Der Huiſſier trat ein.

„Nun?“ fragte Herr Jackal.

„Herr Gibaſſier wartet.“

„Er ſoll eintreten.“

„Er ſagte, Sie ſeien nicht allein.“

„Das iſt wahr. Herr Gibaſſier iſt wie Sie, Herr Gérard, ein ſchüchterner Mann, der nicht gerne ſich ſehen läßt; man ſollte wirklich glauben, es ſei mit ihm, wie mit dem Veilchen: es verräth ſich nur durch ſein Parfüm. Treten Sie in dieſes Zimmer ein, Herr Gérard.“

Herr Gérard, der wirklich kein größeres Verlangen hatte, ſich ſehen zu laſſen, als Herr Gibaſſier, ging raſch in das Nebenzimmer, deſſen Thüre er ſorgfältig hinter ſich ſchloß.

„Treten Sie ein, Gibaſſier!“ rief Herr Jackal; „ich bin allein.“

Gibaſſier trat, wie immer, mit lächelndem Geſichte ein.

„Was ſoll das heißen, Gibaſſier,“ rief Herr Jackal. „Man macht wichtige Gefangennehmungen und ich weiß nichts davon!“

Gibaſſier ſtreckte den Hals vor und riß die Augen auf, wie ein Menſch, welcher ſagt: „Erklären Sie ſich!“

„Geſtern,“ fuhr Herr Jackal fort, „hat man einen Mann arretirt, welcher Vive l'empereur! gerufen.“

„Wo das, Herr Jackal?“

„Im Café Foy, Herr Gibaſſier.“

„Im Café Foy? Der Mann hatte ja gar nicht Vive l'empereur! gerufen.“

„Was rief er denn?“

„Vive l'ampleur!“ *)

„Sie täuſchen ſich, Herr Gibaſſier.“

„Erlauben Sie mir zu verſichern, daß ich deſſen ſicher bin, was ich vorbringe.“

„Und wie können Sie deſſen gewiß ſein?“

„Ich war es ſelbſt,“ ſagte Gibaſſier.

Herr Jackal ſchob ſeine Brille in die Höhe und betrachtete Gibaſſier mit jenem ſtummen Lächeln, das ihm eigen war.

„Das iſt's, wenn man doppelte Polizei hat,“ ſagte endlich Jackal. „Das braucht's noch, daß eine ſolche Myſtification vorkömmt.“

---

*) Es lebe die Weite!

Und an die Thüre des Zimmers tretend, in welchem Herr Gérard eingeschlossen war, sagte er:

„Nun, Herr Gérard, Sie können wieder eintreten!“

„Sind Sie also allein?“ fragte Herr Gérard durch die Thüre.

„Allein oder beinahe allein,“ versetzte Herr Jackal.

Gérard trat mit seiner gewöhnlichen Schüchternheit ein.

Als er deßhalb Gibassier gewahrte, machte er einen Schritt zurück

„O,“ sagte er, „was ist das?“

„Mein Herr?“

„Ja, mein Herr.“

„Sie erkennen ihn?“

„Ich glaube wohl!“

Dann zu Herrn Jackal sich herabbeugend, flüsterte er ihm ins Ohr: „Das ist mein Offizier aus dem Café Foy.“

Herr Jackal nahm Herrn Gérard an der Hand.

„Mein lieber Herr Gérard,“ sagte er, „ich stelle Ihnen Herrn Gibassier, meinen Unterbrigadechef, vor.“

Dann wandte er sich an Gibassier und fuhr fort:

„Mein lieber Gibassier, ich stelle Ihnen Herrn Gérard, einen unserer ergebensten Agenten, vor.“

„Herr Gérard!“ machte Gibassier.

„Ja, der ehrenwerthe Herr Gérard von Vanvres, den Sie kennen.“

Gibassier verbeugte sich mit einer gewissen respectvollen Miene und ging beinahe rücklings hinaus.

„Wie, den Sie kennen?“ fragte Herr Gérard erblassend; „Herr Gibassier weiß also? . . .“

„Alles, mein lieber Herr Gérard!“

Der Meuchelmörder wurde leichenblaß.

„Das darf Sie aber in keiner Weise beunruhigen,“ sagte Herr Jackal, „Herr Gibassier ist mein anderes Ich.“

„O, mein Herr,“ stotterte der Spion, „warum haben Sie mich diesem Menschen vorgestellt?“

„Erstens, weil es gut ist, sich zu kennen, wenn man im selben Regimente dient.“

Dann fügte er mit einem Tone hinzu, der jede Sylbe bei Herrn Gérard tief ins Herz dringen ließ:

„Und ist es nicht wichtig, daß er Sie kennt, um Sie frei zu machen, wenn ein ungeschickter Mensch Sie arretiren würde?“

Bei dem Gedanken, daß er arretirt werden könnte, sank Herr Gérard in den Fauteuil à la Voltaire.

Aber Herr Jackal war nicht sehr empfindsam; er ließ Herrn Gérard auf seinem Throne und setzte sich auf einen einfachen Stuhl ihm gegenüber.

LVII.

Ein guter Rath.

Herr Jackal ließ Herrn Gérard einige Secunden, um sich zu erholen.

Endlich schlug Herr Gérard seinen Blick langsam zu ihm auf.

Herr Jackal machte eine Bewegung mit den Schultern.

„Was wollen Sie,“ sagte er zu ihm mit schein-

bar vollkommener Bonhomie, „das ist eben eine Sache, die diesmal fehlgeschlagen.“

„Welche?“

„Nun, das Kreuz der Ehrenlegion.“

Der arme Herr Gérard, man muß es gestehen, dachte nicht daran.

„Nun,“ sagte Herr Jackal, „haben Sie mir nichts Neueres und Ernsteres mitzutheilen?“

„Nein, mein Herr, ich gestehe es.“

„Teufel! Teufel! Teufel! . . . so ist es also an mir, Ihnen etwas zu sagen, was Sie vielleicht interessiren wird.“

Und Herr Jackal schob seine Brille hinauf und heftete seine Luchsaugen auf den Mitunterredner, der sich unter diesem stechenden Blicke unwillkürlich blaß werden fühlte.

Herr Gérard war ihm durch höhere Ordre heilig: aber der Polizeimann hatte deßhalb nicht auf sein Recht moralischer Tortur verzichtet: er vermochte nichts über dies heitere und stoische Gemüth des Herrn Sarranti, der in dem Gefängniß der Verurtheilten den Tod von einem Augenblicke zum andern erwartete; er vermochte alles über den freien und geachteten Herrn Gérard.

Das fühlte Herr Gérard wohl; deßhalb erblaßte er unter dem Blicke des Herrn Jackal.

Jedesmal, so oft er das Hotel der Rue Jerusalem verließ, verließ er es, wie der Patient, der von der ärztlichen Berathung kömmt.

Der Unterschied war mehr oder weniger immer der, daß es sich um die gewöhnliche oder die außergewöhnliche Frage handelte.

Diesmal hatte Herr Jackal die außergewöhnliche Frage für ihn in Bereitschaft.

Herr Gérard lieh erblassend dem, was ihn interessiren sollte, sein Ohr.

Aber die Katze hielt die Maus in ihren Krallen und machte sich das Vergnügen, mit ihr zu spielen.

Herr Jackal zog die Tabaksdose aus seiner Tasche, tauchte die zwei Finger hinein und nahm eine ungeheure Prise heraus, die er mit großer Wollust schnupfte.

Herr Gérard wagte es nicht, den Polizeimann zum Sprechen zu drängen und lauschte mit einer Resignation, die nicht von einer gewissen Ungeduld frei war.

„Sie wissen, lieber Herr Gérard," sagte endlich Herr Jackal, „daß in acht Tagen die Frist abgelaufen ist, welche König Karl X. Herrn Sarranti zuerkannt?"

„Ich weiß es," murmelte Herr Gérard, indem er auf Herrn Jackal einen Blick voll Unruhe warf.

„Sie wissen ferner, daß der Abbé Dominique übermorgen zurück sein kann . . . vielleicht morgen oder heute schon?"

„Ja, ja, ich weiß auch das," antwortete der Philantrop an allen Gliedern zitternd.

„O, wenn Sie aber so schon bei dem ersten Worte zittern, das ich an Sie richte, lieber Herr Gérard, so würden Sie sicher ohnmächtig werden, wenn Sie wüßten, um was es sich handelte; und wären Sie ohnmächtig, so würden Sie nicht mehr hören, was ich Ihnen zu sagen habe und was wahrscheinlich noch interessanter ist."

„Was wollen Sie?“ sagte Herr Gérard, „das ist stärker als ich.“

„Nun, was haben Sie von Abbé Dominique zu fürchten, nachdem ich Ihnen gesagt, daß der Papst seine Bitte verwerfen wird?“

Herr Gérard athmete wieder auf.

„Sie glauben?“ sagte er.

„Wir kennen Seine Heiligkeit Gregor XVI., das ist eine eiserne Stange.“

Herr Gérard athmete noch mehr auf.

Herr Jackal gab ihm Zeit, seine Lungen mit Luft anzufüllen.

„Nein,“ sagte er, „nein, das ist es nicht, was Sie zu fürchten haben.“

„Ach, mein Gott!“ murmelte Herr Gérard, „ich habe also etwas zu fürchten?“

„O, mein lieber Herr Gérard, sind Sie so wenig Philosoph, daß Sie nicht wissen, daß der Mensch, diese schwache Creatur, unausgesetzt im Kampfe mit allem, was ihn umgibt, keinen Augenblick Ruhe hätte, wenn er die beständigen Gefahren kennte, durch die er geht, und denen er nur durch ein Wunder entgeht.“

„Ach!“ murmelte Herr Gérard, „das ist eine große Wahrheit, die Sie da aussprechen, Herr Jackal.“

„Nachdem Sie dies anerkannt,“ versetzte Herr Jackal, indem er sich verbeugte, „so wünsche ich eine Frage an Sie zu richten.“

„Machen Sie sie, mein Herr, machen Sie sie.“

„Die Dichter, Herr Gérard . . . eine geringe Brut, nicht wahr?“

„Ich kenne sie nicht, mein Herr; ich glaube mir

nicht den Vorwurf machen zu dürfen, vier Verse in meinem Leben gelesen zu haben."

„Nun, die Dichter behaupten, daß die Todten bisweilen aus ihrem Grabe aufstehen. Glauben Sie daran?"

Herr Gérard murmelte fünf oder sechs unverständliche Worte und begann heftiger, denn je zu zittern.

„Ich hatte bis jetzt nicht daran geglaubt," versetzte Herr Jackal; „aber eine Thatsache, die allerneuestens zu meiner Kenntniß kam, hat mich in dieser Sache derart erbaut, daß ich eine These darüber jetzt aufrecht zu erhalten im Stande wäre; nein, sie stehen nicht von selber auf, aber man kann sie auferstehen machen."

Herr Gérard entfärbte sich immer mehr.

„Hören Sie die Anecdote; ich überlasse Ihnen die Würdigung derselben. Ein Mann von Ihrem Temperamente, von Ihrem Charakter, Ihrer Gesinnung, kurz ein Philantrop, hatte in einem bösen Augenblick — man ist leider nicht vollkommen, lieber Herr Gérard, ich weiß die Wahrheit mehr als irgend Jemand! — seinen Neffen ertränkt; und da er nicht wußte, was mit der Leiche anfangen, — man weiß immer nicht, was mit den Leichen anfangen! das ist's meist, was den Untergang der Leute herbeiführt, welche andere umbringen — und nicht wissend, was mit der Leiche anfangen, hat er sie in einem dichten Gehölze seines Parkes begraben."

Herr Gérard stieß einen Seufzer aus und senkte den Kopf.

„Dort glaubte er ihn wohl verborgen. Er ist

es auch in der That; aber der Boden besitzt nicht immer die Verschwiegenheit, die man bei ihm voraussetzt. Da kömmt nun gar diesen Morgen — ei, du mein Gott, dieser Mann ging gerade weg, als Sie kamen! — ein Mann zu mir und sagt mir wörtlich:

„„Mein Herr Jackal, in acht Tagen wird man einen Unschuldigen hinrichten.““

„Sie begreifen, daß ich erstaunte, lieber Herr Gérard, daß ich antwortete, es gebe keinen Unschuldigen mehr, sobald die Justiz das Schuldig ausgesprochen; er legte mir jedoch Stillschweigen auf, indem er sagte:

„„Der, den man hinrichten will, ist unschuldig und den wahren Schuldigen kenne ich.““

Herr Gérard barg seinen Kopf in seinen Händen.

„Ich habe, so viel ich konnte, verneint," fuhr Herr Jackal fort, „aber der Fremde hemmte meine Worte, indem er sagte:

„„Können Sie über eine Nacht verfügen?““

„„Ja, gewiß,““ antwortete ich ihm.

„„Ueber die nächste Nacht?““

„„Nein, die nächste Nacht ist besetzt.““

„„Nun gut, die übernächste Nacht?““

„„Gewiß . . . zu einer Excursion?" sagte ich obenhin.

„„Zu einer Excursion.““

„Sie begreifen, daß ich zu wissen wünschte, wohin man mich führe."

„„Innerhalb von Paris oder außerhalb von Paris?““ fragte ich.

„„Außerhalb von Paris.““

„„Gut.““

„Und es wurde ausgemacht, daß nicht in dieser, sondern in der folgenden Nacht mir der Beweis in die Hände geliefert werden solle, daß nicht der, den man hinrichten wollte, sondern im Gegentheil ein Mensch, der sich in Freiheit befinde, der Schuldige sei."

„Sie nahmen also die Excursion an?" stotterte Herr Gérard.

„Konnte ich anders? ich frage Sie, der Sie ein Mann von Verstand, Sie wissen, was meine Aufgabe ist? Prudhon hat ein Bild davon gemacht: Die Gerechtigkeit das Verbrechen verfolgend. Sie wissen, daß die Devise des Philosophen von Genf: Vitam impendere vero! auch die meinige ist. Ich mußte sagen: Ich werde kommen!"

„Und Sie kamen?"

„Zum Teufel! ich mußte wohl, ich wurde requirirt; aber ich sagte Ihnen, ich gehe nicht in der nächsten Nacht; ich gehe erst in der übernächsten Nacht — übernächsten Nacht, Sie hören?"

„Ja," antwortete Herr Gérard, der wirklich hörte, aber ohne zu verstehen, und dessen Zähne wie Castagnetten klapperten.

„Ah! ich wußte es wohl," machte Herr Jackal, „daß ich Sie durch diese Erzählung interessiren würde."

„Aber, mein Herr, worauf zielt das ab, was Sie mir da sagen, was ist das Resultat der vertraulichen Mittheilung, die Sie mir machen?" stotterte Herr Gérard, sich zum Sprechen anstrengend.

„Was? Wie! Sie merken das nicht? Ich sagte mir: Herr Gérard ist ein Philantrop; wenn er weiß daß ein armer Teufel eine derartige Gefahr läuft

wie die, in welche ich ihn bringe, so wird er sich an den Platz dieses armen Teufels, dieses unglücklichen Mörders, dieses bedauerlichen Meuchlers stellen: er wird seine Qualen fühlen, als wenn er selbst schuldig wäre. Ich habe mich nicht getäuscht, wie mir scheint, nicht wahr, lieber Herr Gérard?"

„O nein! . . . o nein! . . ." rief dieser.

„Gut. Dieser erste Erfolg veranlaßt mich fortzufahren. Morgen, um Mitternacht, gehe ich mit diesem andern Philantropen auf das Land; er gleicht Ihnen durchaus nicht, Herr Gérard; denn man kann wohl sagen, zwischen Philantrop und Philantrop ist ein Unterschied, wie Molière sagte, zwischen Reisigbündel und Reisigbündel sei ein Unterschied; ich weiß nicht, wohin wir unsere Richtung nehmen werden, er hat mir nichts davon gesagt; aber mit einer Scharfsichtigkeit, die ich meiner langen Erfahrung danke, ahne ich, daß es die Richtung der Cour-de-France sein wird."

„Der Cour-de-France!"

„Ja . . . Sind wir dort angekommen, so schlagen wir den Weg nach rechts oder nach links ein, nach rechts wahrscheinlich; wir treten, — wie? ich weiß es nicht; — wahrscheinlich in einen Park. Wir constatiren dort das Vorhandensein eines Skelettes in einem Loche. Wir nehmen ein Protocoll auf und überbringen die Frucht dieser peinlichen Arbeit dem Herrn Procurator des Königs, der sich nach neuen Nachforschungen gezwungen sieht, den Herrn Minister der Justiz zu bitten, die Execution des Hern Sarranti zu verschieben."

„Des Herrn Sarranti?" rief Herr Gérard.

Digitized by Google

„Sagte ich, des Herrn Sarranti? Der Name ist mir entschlüpft: Ich habe, ich weiß nicht weßhalb, ewig den Namen dieses Teufels von Menschen im Munde . . . Man verschiebt also die Execution. Man decretirt die Arrestation des wirklich Schuldigen — eine neue Instruction beginnt . . . Sie begreifen doch, nicht wahr?"

„Gewiß," antwortete Herr Gérard, in dessen Blicken durch eine schwarze Wolke der rothe Galgen der Gehenkten ersichtbar zu werden schien.

„Es ist eine furchtbare Lage für den armen Mörder," sagte Herr Jackal, „denn sehen Sie mal den braven Mann; er geht in der Sonne des lieben Gottes spazieren, die beiden Hände in den Taschen, frei wie die Luft; plötzlich sieht er elende Gendarmen kommen, die ihn aus der Sonne wegschleppen, um ihn in den Schatten zu schleudern, und ihm die Hände aus den Taschen reißen, um ihn zu fesseln; er wird seine unschuldige Ruhe zerstört, seine gewöhnliche Heiterkeit vernichtet sehen und das, ich weiß nicht durch welche brutale Formalität, durch welches minutiöse Detail; dann wird er bereuen, daß er den Weg des Heils nicht benützte, den ich ihm geöffnet."

„Aber gibt es denn einen solchen?" rief Herr Gérard.

„Wahrhaftig, lieber Herr Gérard," sagte der Polizeimann, „Sie müssen einen sehr harten Kopf, ein sehr stumpfes Gehirn und ein sehr kurzes Gedächtniß haben."

„Ach, mein Gott!" rief der ehrenwerthe Herr Gérard, „ich höre dennoch mit beiden Ohren."

„Sehen Sie," machte Herr Jackal. „Das beweist, daß das Resultat nicht immer im Verhältniß mit der Geistesfähigkeit steht. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich mich weigerte, die Expedition in der nächsten Nacht zu unternehmen?"

„Allerdings."

„Daß ich sie von der morgenden Nacht auf die von übermorgen verschoben?"

„Das sagten Sie."

„Nun gut!"

Herr Gérard hatte den Mund offen und wartete.

„Wahrhaftig!" sagte Herr Jackal, die Achseln zuckend über eine solche Stupidität. „Das ist ja das Abc der Kunst und man muß ein so ehrbarer Mann sein wie Sie, um nicht bereits begriffen zu haben."

Herr Gérard machte einige verzweifelte Bewegungen mit Kopf und Händen, die, verbunden mit den rauhen Tönen, welche aus seinem Halse hervorkamen, sagen wollten: „Fahren Sie fort!"

„Ich weiß wohl, daß das in keinem Bezügnisse zu Ihnen steht," fuhr Herr Jackal fort; „daß Sie kein Interesse haben, den Mörder eines Andern zu verbergen. Aber nehmen Sie doch mal einen Augenblick an, — was sich eigentlich gar nicht annehmen läßt, — daß das Verbrechen statt von einem Andern von Ihnen begangen worden wäre, daß statt von einem Andern begraben worden zu sein, der Leichnam von Ihnen begraben worden wäre. Nehmen Sie an, daß der Schauplatz des Verbrechens ein Besitzthum wäre, das Ihnen gehörte... das Schloß von Viry zum Beispiel: nehmen Sie an, Sie kennten das Gehölz und den Baum, dessen geheimnißvollem

Schatten der Leichnam anvertraut worden; nehmen Sie an, Sie wüßten, daß in der Nacht von morgen oder übermorgen sich das Gericht nach dem Schlosse von Viry begeben und eine Untersuchung in dem Parke anstellen müßte; nun, was würden Sie in der Nacht zu thun haben, die Ihnen ein Freund verschafft, während der Nacht von morgen auf übermorgen zum Beispiel?"

„Was ich zu thun hätte? . . ."

„Ja . . ."

„Damit man ihn nicht fände . . ."

„Den Leichnam? — Ja."

„Ich müßte . . ."

Herr Gérard trocknete sich den Schweiß von der Stirne, der in dicken Tropfen über dieselbe rollte.

„Nun, vollenden Sie doch! Sie müßten . . ."

„Ich müßte ihn weg . . ."

„Weg . . ."

„Wegschaffen, verschwinden lassen."

„Gottlob! . . . Ah, lieber Herr Gérard, welch' träge Phantasie haben Sie! Sie müssen sie durch die Landluft, durch die Nachtluft auffrischen. Ich verabschiede Sie denn für heute und morgen. Es wird ein glänzender Tag werden; das ist ein Glück für einen Naturliebhaber. Gehen Sie auf das Land, gehen Sie, und wer weiß, ob in dem Gehölz von Meudon oder Vanvres — die Gehölze sind die Tröst-einsamkeiten für Fischer wie er — wer weiß, ob Sie nicht den armen Teufel von Mörder finden, den Sie mit Ihrer gewöhnlichen Milde vor einer kleinen Gefahr, in die er läuft, retten."

„Ich begreife Sie!“ rief Herr Gérard, indem er die Hand des Polizeimannes küßte. „Danke!“

„Pfui!“ sagte Herr Jackal, indem er verächtlich den Mörder zurückstieß, „glauben Sie denn, daß ich alles das thue, um Ihren elenden Rumpf zu retten. Gehen Sie, gehen Sie, Sie sind gewarnt; das Uebrige ist Ihre Sache.“

Herr Gérard stürzte aus dem Cabinet des Herrn Jackal.

„Bah!“ machte der Letztere mit einem Blick auf die Thüre, die sich hinter Jenem schloß.

LVIII.

Ein Kutscher, der seine Vorsichtsmaßregeln trifft.

Herr Gérard verließ in aller Eile das Hotel de Jerusalem.

Auf dem Quai angekommen, warf er sich in einen Wagen und rief dem Kutscher zu:

„Auf eine Stunde und zehn Franken für die Stunde, wenn Du zwei Meilen in einer Stunde machst.“

„Zuverlässig . . . wohin, Bourgois?“

„Nach Vanvres.“

Nach Verlauf von einer Stunde war man in Vanvres.

„Behalten Sie mich, Bourgois?“ fragte der Kutscher, der die Bedingungen gut fand.

Herr Gérard sann einen Augenblick nach. Er hatte zu Hause Pferde und Wagen; aber er fürchtete

eine Indiscretion von Seiten seines Kutschers: er dachte, ein Fremder tauge mehr, ein Mann, mit dem er nie mehr zu thun hätte, nachdem seine Rechnung mit ihm ausgeglichen war.

Er beschloß deßhalb seinen Limoosiner zu behalten.

Er befürchtete einzig, daß wenn er ihn zum selben Preise behielte, es einigen Verdacht erwecken könnte. Das Verlangen rascher zu gehen, hatte ihn eine Unklugheit begehen lassen; man durfte eine zweite nicht begehen.

„Danke," sagte er, „ich habe die Person, welcher ich nacheilte, um einige Minuten verfehlt. Sie ist nach Viry-sur-Orge."

„Fatal, Bourgois, fatal."

„Ich möchte sie aber wohl heute noch sehen," murmelte Herr Gérard, als wenn er mit sich selbst spräche.

„Man kann Sie nach Viry-sur-Orge führen, Bourgois; sieben Meilen, das ist bald zurückgelegt."

„Ah, ja; aber Du begreifst," sagte Herr Gérard, „mit den kleinen Wagen fahre ich für drei Franken nach Viry-sur-Orge."

„Ich kann Sie allerdings nicht für drei Franken dahin bringen; aber in den kleinen Wagen, merken Sie wohl, werden Sie mit Leuten aller Art zusammen geworfen, während Sie in meinem Fiacre allein sind."

„Weiß wohl, weiß wohl," sagte Herr Gérard, der namentlich allein zu sein wünschte, „und das verdient überlegt zu werden."

„Nun, Bourgois, was würden Sie dem armen Barnabé geben, wenn er Sie nach Viry führte?"

„Er müßte mich auch wieder zurücknehmen."

„Man wird Sie wieder zurücknehmen."

„Und dann auch auf mich warten."

„Man wird Sie erwarten."

„Nun, das macht? . . . Sei vernünftig."

„Für hin und zurück dreißig Franken."

„Und für das Warten?"

„Die Warteſtunden werden Sie mit vierzig Sous bezahlen. Ich hoffe, daß Sie dagegen nichts einzuwenden haben."

Es ließ ſich allerdings dagegen nichts einwenden. Um ſich das Anſehen des Handelns zu geben, handelte er fünf Franken ab und der Handel wurde für fünfundzwanzig Franken hin und zurück und vierzig Sous die Stunde Wartegeld abgeſchloſſen.

Nachdem man über dieſen Preis übereingekommen war, nahm Herr Gérard den Schlüſſel des Schloſſes von Viry zu ſich und ſtieg, nachdem man den beiden Pferden des Meiſter Barnabé gepfiffen, wieder in den Wagen.

„Ueber Fromenteau?" fragte der Kutſcher.

„Ueber Fromenteau, wenn Du willſt," antwortete Herr Gérard, dem der Weg, den man einſchlug, gleichgültig war, wenn man nur ankam.

Der Wagen fuhr in großem Trabe ab.

Meiſter Barnabé war ein Ehrenmann, der ſein Geld auf rechtmäßige Weiſe verdienen wollte.

Als Herr Gérard deßhalb nach Viry kam, war es noch heller Tag und man konnte wahrhaftig nicht daran denken, bei hellem Sonnenſchein an die trau-

rige Ausgrabung zu gehen, die ihn nach dem Schlosse führte.

Herr Gérard, der sich jetzt mehr als je in seinen Hut vertieft, stieg aus dem Wagen und befahl dem Kutscher, den er im Wirthshause zurückließ, sich bis elf Uhr auszuruhen.

Präcis um elf Uhr sollte er vor dem Schloßthore sein.

Herr Gérard öffnete die Thüre und schloß sie hinter sich, nachdem er sich den Blicken von einem Dutzend Kinder und einigen alten Frauen entzogen, welche das Geräusch eines Wagens herbeigezogen.

Man begreift die Aufregung des Philanthropen, als er den Fuß wieder in die Wohnung seines Bruders setzte, wo er eines der Kinder desselben hingemordet.

Auch werden wir nicht zu schildern brauchen, wie es ihm das Herz zusammengeschnürt, als er den Perron hinaufstieg und den Fuß in das unheimliche Haus setzte.

Als er am See vorüberkam, wandte er den Kopf ab.

Nachdem er die Thüre des Vestibules hinter sich geschlossen, mußte er sich an die Mauer stützen, die Kraft fehlte ihm.

Er stieg in sein Zimmer hinauf.

Die Fenster dieses Zimmers, wird man sich erinnern, gingen auf den Teich.

Aus dem Fenster dieses Zimmers hatte er Brasil untertauchen und den Leichnam des kleinen Victor herbeischleppen sehen.

Er zog die Vorhänge zusammen, um den Teich nicht zu sehen.

Aber die zusammengezogenen Vorhänge machten das Zimmer düster.

Er wagte es nicht, in diesem düstern Zimmer zu bleiben.

Zwei halbe Kerzen staken in zwei Leuchtern, welche das Kamin schmückten.

Gérard hatte die Vorsicht gehabt, eine Zündhölzerschachtel mitzubringen.

Er zündete die Lichter an.

Nun erwartete er etwas ruhiger die Nacht.

Gegen neun Uhr, als es ganz dunkel geworden, dachte er, es sei Zeit, sich hinauszubegeben.

Es handelte sich zuerst darum, einen Spaten zu bekommen.

Es mußte ein solcher in dem Schoppen des Küchengärtners sein.

Herr Gérard ging hinab, sah sich gegenüber dem Teiche, der in der Dunkelheit wie ein Spiegel von polirtem Stahl glänzte, dann schlich er in den kleinen Gang, der nach dem Küchengarten führte, und suchte das Werkzeug, dessen er bedurfte.

Der Schoppen mit den Werkzeugen war mit einem Schlüssel verschlossen. Der Schlüssel steckte nicht.

Es war glücklicher Weise ein Fenster vorhanden.

Herr Gérard näherte sich dem Fenster, in der Absicht, eine Scheibe einzubrechen, die eiserne Fensterstange zu öffnen und durch das Fenster in das Gewächshaus zu dringen.

Als er die Scheibe eben zerbrechen wollte, hielt

er inne, mit Schrecken an den Lärm denkend, der durch das Zerbrechen der Scheibe entstehen würde.

Der Unglückliche erschrak vor allem.

Er blieb deßhalb zaudernd und die Hand auf dem Herzen stehen.

Sein Herz schlug, daß die Seiten zerspringen zu wollen schienen.

Er verlor auf diese Weise mehr als eine Viertelstunde.

Endlich erinnerte er sich, daß er einen Diamanten am kleinen Finger hatte.

Der kostbare Stein glitt knirschend über die vier Seiten des Glases hin und Herr Gérard brauchte bloß an das Glas zu stoßen, daß es fiel.

Er wartete noch einen Augenblick, stieß an das Glas und steckte zu gleicher Zeit den Arm durch die Oeffnung.

Die Stange drehte sich und das Fenster ging aus einander.

Herr Gérard blickte rings umher, um sich zu versichern, daß die Nacht ganz stille sei und stieg über die Brüstung des Fensters.

Nachdem er einmal in dem kleinen Häuschen war, tastete und suchte er nach dem Werkzeug, dessen er bedurfte.

Er fiel auf zwei bis drei Handgriffe von Werkzeugen, ehe er den Handgriff eines Spatens zu packen kriegte.

Endlich gelang es ihm.

Er nahm den Spaten und ging denselben Weg zurück.

Es schlug zehn Uhr.

Er überlegte, daß er einen weit kürzeren Weg hätte, wenn er durch das Gitter des Parkes ginge, das nach dem Pont Godeau führte, als wenn er wieder an dem verwünschten Teiche vorüberginge, der seinen Blick auf sich zog und nach der furchtbaren Operation, die er vornehmen wollte, noch weit mehr auf sich ziehen würde.

Er faßte zu gleicher Zeit einen andern Entschluß.

Nämlich den Kutscher wissen zu lassen, daß er ihn an dem Gitter des Gartens erwarte, das nach der Ebene zu ging, statt ihn, wie er ihm gesagt, an dem Gitterthor zu erwarten, das nach dem Dorfe zu ging.

Herr Gérard öffnete diese letztere Thüre, legte seinen Spaten in eine Ecke und schlich sich an den Häusern hin, um nach dem Wirthshaus zu kommen.

Auf dem Wege änderte er abermals seinen Entschluß.

Ein Wagen, welcher am Parkthore stand, konnte Aufmerksamkeit erregen, da alle Welt wußte, daß das Haus unbewohnt sei.

Es war klüger, daß der Kutscher auf der Landstraße nach Fontainebleau wartete, hundert Schritt über der Cour-de-France.

Als er an dem Wirthshause angekommen war, sah Herr Gérard durch die Fenster.

Er sah seinen Mann, der eine Flasche Wein trank und mit Fuhrleuten Karten spielte.

Herr Gérard hatte wenig Lust, sich in dem Wirthshause zu zeigen, wo er erkannt werden konnte, obgleich er sich schrecklich verändert, seit er Viry verlassen hatte.

Da Barnabé indessen nicht ahnen konnte, daß er hinter dem Fenster stehe und mit ihm zu sprechen wünsche, so sah sich Herr Gérard genöthigt, die Thüre zu öffnen und dem Kutscher ein Zeichen zu geben, er solle zu ihm kommen.

Eine Viertelstunde verfloß, ehe Herr Gérard diesen Entschluß gefaßt.

Er hoffte noch immer, es werde Jemand herauskommen, dem er den Auftrag geben könnte, Barnabé zu sagen, daß sein Reisender etwas mit ihm sprechen müsse.

Niemand kam.

Herr Gérard sah sich deßhalb genöthigt, einzutreten.

Wenn wir sagten „einzutreten", so begingen wir einen Irrthum; Herr Gérard trat nicht ein, sondern öffnete die Thüre halb und rief mit zitternder Stimme:

„He, Barnabé!"

Herr Barnabé war ganz bei seinen Karten; Herr Gérard mußte deßhalb den Namen dreimal wiederholen und hob jedesmal den Ton seiner Stimme.

Endlich sah Barnabé auf.

„Ah, ah!" sagte er. „Sind Sie es, Bourgois?"

„Ja, ich bin's," sagte Herr Gérard.

„Sie wollen gehen? . . ."

„Noch nicht."

„Das ist ein Glück! Die armen Thiere sind noch nicht ausgeruht."

„Nein, das ist's auch nicht."

„Was denn?"

„Ich habe Dir zwei Worte zu sagen."

„Das können Sie, ich bin sogleich zu Ihren Diensten.“

Und indem er aufstand und auf seinem Wege soviel Spieler derangirte, als möglich, kam er nach der Thüre.

Alle Gesichter der derangirten Trinker waren lebhaft nach der Thüre gerichtet.

Herr Gérard warf sich in den Schatten des Corridors zurück.

„O! o!“ sagte einer der Weingäste, „glaubt sich Euer Bourgois etwa entehrt, wenn er in ein Wirthshaus eintritt?“

„Es ist ein vermöglicher Liebhaber,“ sagte ein Anderer lächelnd.

„Dann hat er sein Knie und nicht seinen Kopf durch die Thüre gesteckt,“ sagte ein Dritter.

„Thor,“ versetzte der Erste, „er hat ja gesprochen.“

„Nun?“

„Man spricht doch nicht mit dem Knie.“

„Da bin ich, Bourgois,“ sagte Barnabé; „was steht zu Diensten?“

Gérard erklärte ihm die Veränderung, die in dem Programm eingetreten war und daß er ihn auf der Landstraße statt an dem Eingangsthore des Schlosses erwarten solle.

Die Auseinandersetzung des Herrn Gérard wurde durch häufige: „Hm! hm!“ unterbrochen.

Herr Gérard begriff, daß in den Veränderungen, welche mit dem ersten Plane vorgegangen waren, Meister Barnabé etwas nicht nach seinem Sinne war.

Als er endlich seinen Wunsch gehörig auseinandergesetzt, sagte Barnabé:

„Aber wenn wir uns auf der Landstraße nicht finden sollten?"

„Wie sollten wir uns denn nicht wieder finden?"

„Wenn Sie zum Beispiel vorübergehen, ohne mich zu sehen."

„Da ist keine Gefahr, ich habe gute Augen."

„Ja, sehen Sie, es gibt Leute, deren Gesicht schwächer wird, wenn sie einen Wagen seit vierzehn Stunden haben und dem Kutscher fünfzig Franken schuldig sind. Ich kannte Bürger, zum Beispiel, ich sage das nicht wegen Ihnen, Gott bewahre, Sie haben das ehrlichste Gesicht, das jemals ein Mensch auf Erden besessen! ich sagte, daß ich Bürger gekannt, die, nachdem sie mich den ganzen Tag behalten, sich gegen fünf Uhr Abends nach der Passage Dauphine oder nach der Passage Vero-Dodat führen ließen und sagten: „Erwarten Sie mich hier, Kutscher; ich komme wieder."

„Nun?" fragte Herr Gérard.

„Nun . . . und nicht wieder kamen."

„O!" sagte Herr Gérard, „nicht möglich, mein Freund . . ."

„Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen; aber sehen Sie doch . . ."

„Mein lieber Freund," sagte Herr Gérard, „ist es nur das?"

Damit zog er zwei Louisd'ors aus der Tasche und gab sie Meister Barnabé.

Meister Barnabé benützte einen Lichtstrahl, der

durch die halbgeöffnete Thür fiel, um sich zu vergewissern, daß die Louisd'ors gut seien.

„Man wird Sie hundert Schritt oberhalb der Cour-de-France erwarten und zwar von elf Uhr an, wie ausgemacht. Von dem Augenblick, wo man bezahlt ist, kein Einwurf mehr."

„Aber ich habe einen zu machen."

„Welchen?"

„Wenn . . . wenn . . ."

Herr Gérard wagte nicht zu vollenden.

„Wenn was?"

„Wenn ich Dich nicht finden sollte?"

„Wo?"

„Auf der Landstraße."

„Warum sollten Sie mich da nicht finden?"

„Weil Du voraus bezahlt bist . . ."

„Sie mißtrauen also Barnabé?"

„Du hast ja auch mir mißtraut."

„Sie haben keine Nummer, aber ich habe eine . . . und zwar eine famose! eine Nummer, die allen denen Glück bringt, welche sie an sich vorüberkommen sehen, die Nummer 1."

„Ich wünschte weit mehr," sagte Herr Gérard, „sie brächte denen Glück, die darin sind."

„Sie bringt auch diesen Glück, Nummer 1 bringt aller Welt Glück."

„Um so besser, um so besser," sagte Herr Gérard, indem er den Enthusiasmus seines Kutschers zu dämpfen suchte.

„Und man wird Sie von elf Uhr an auf der Landstraße erwarten, weil Sie's mal so wollen."

„Gut," sagte Herr Gérard leise.

„Hundert Schritte oberhalb der Cour-de-France. Ist es so recht?"

„Ja, ja," sagte Herr Gérard, „es ist so recht, mein Freund; aber es ist unnöthig, so laut zu schreien."

„Ja, ja, stille! und da Sie Gründe haben, sich zu verbergen . . ."

„Ich habe keine Gründe!" sagte Herr Gérard. „Warum wollen Sie, daß ich Gründe habe, mich zu verbergen?"

„O das geht mich nichts an. Von dem Augenblicke, da ich bezahlt bin, nicht gesehen, nicht gekannt. Um elf Uhr wird man am fraglichen Orte sein."

„Ich werde suchen, Sie nicht warten zu lassen."

„O lassen Sie mich warten, ich werde mich nicht beklagen. Sie haben mich auf die Stunde genommen: ich würde Sie, wenn Sie wollen, bis ans Thal Josaphat führen und Sie würden wahrscheinlich der Einzige sein, der in einem Fiacre zum jüngsten Gericht käme."

Und ganz vergnügt über seinen Witz trat Barnabé wieder in das Wirthshaus, während Herr Gérard, den Schweiß abtrocknend, der ihm von der Stirne rann, auf den Weg nach dem Schlosse zurückging.

LIX.

Ein schwierig unterzubringender Gegenstand.

Herr Gérard fand die Thüre halb offen und seinen Spaten an der Mauer lehnend.

Er schloß die Thüre mit dem Schlüssel und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Plötzlich zitterte er und blieb, die Augen fest auf die Fenster des Schlosses geheftet, stehen.

Das Fenster war erhellt.

Ein Augenblick des Schreckens machte den Elenden vom Kopf bis zu den Füßen schauern.

Plötzlich erinnerte er sich der beiden Lichter, die er angezündet hatte stehen lassen.

Er merkte nun die Unklugheit, die er begangen.

Diese Helle, die er gesehen, konnten auch Andere sehen: man wußte, daß das Schloß unbewohnt war, und diese Helle konnte vielen Vermuthungen Raum geben.

Herr Gérard ging deßhalb beschleunigten Schrittes nach dem Schlosse, immer die Blicke von dem Teiche abwendend, stieg rasch den Perron hinauf und stürzte die Treppen hinan.

Er blies ein Licht aus und wollte eben auch das zweite auslöschen, als er dachte, er müßte durch den Corridor gehen und ohne Licht die Treppe hinabsteigen.

Er hatte noch keinen Moment früher daran gedacht, so sehr beherrschte ihn die Furcht, daß man das Licht sehen möchte.

Nachdem diese materielle Furcht vorüber war, kam die ideale wieder.

Was konnte Herrn Gérard in den Corridors und auf den Treppen eines verlassenen Hauses beunruhigen?

Was, so wenig Aehnlichkeit auch zwischen beiden stattfindet, Kind und Mörder fürchten: Geister.

In der Dunkelheit fürchtete Herr Gérard hinter sich gehen zu hören, ohne zu wissen, was ging.

Er fürchtete sich an seiner Redingote gepackt zu fühlen, ohne zu wissen, wer ihn packte.

Er fürchtete, bei der Krümmung des Corridors sich plötzlich einem Gespenst gegenüberzusehen, einem Kinder- oder Frauengespenst.

Waren in diesem Hause nicht zwei oder vielleicht drei Mordthaten geschehen?

Deßhalb ließ Herr Gérard ein Licht angezündet.

Er konnte durch zwei Thüren hinausgehen: die Thüre des Perrons und die Thüre des Speisekellers.

Als er in das Vestibule kam, zögerte er.

Gegenüber von dem Perron war der Teich, der furchtbare Teich!

Ehe er an die Thüre des Speisekellers kommen konnte, mußte er durch den gewölbten Keller gehen, wo Orsola erdrosselt worden war.

Herr Gérard erinnerte sich der Blutflecken auf den Steinplatten.

Er zog es jedoch vor, durch den Speisekeller hinauszugehen; er war nicht umsonst in dieser Stimmung.

Er hielt das Licht in der einen Hand, nahm den Spaten mit der andern, stieg die Treppe links, ging durch die Küche, zögerte einen Augenblick, ehe er die Thüre zum Speisekeller aufstieß, und schüttelte den Kopf, daß der Schweiß herabtroff, denn da seine beiden Hände beschäftigt waren, konnte er sich die Stirne nicht abtrocknen.

Endlich stieß er mit dem Fuße die Thüre des

Speisekellers auf; der Wind blies durch die zerbrochenen Fensterrahmen, das Licht erlosch.

Er blieb in der Dunkelheit, gewissermaßen der Gefangene der Finsterniß.

Ein Schrei entschlüpfte ihm zu gleicher Zeit, während die Flamme erlosch; dann schauerte er und schwieg: er hatte Angst, der Ton seiner Stimme möchte die Todten auferwecken.

Er mußte durch den Speisekeller gehen oder wieder zurückgehen.

Zurückgehen: und wenn das Gespenst von Orsola ihm folgte! . . .

Was in dieser, mehr als das Blatt des Pappelbaums zitternden, Seele während der fünf Secunden vorging, welche er brauchte, um durch das düstere Gewölbe zu gehen, wäre unmöglich zu beschreiben.

Endlich erreichte er die Holzkammer.

Dort glaubte er sich beinahe gerettet.

Aber die Thüre, die in den Park führte, war geschlossen, der Schlüssel steckte nicht; der Riegel war verrostet, lief nicht mehr in der Schließkappe und widerstand dem ersten Rütteln.

Die Kräfte waren nahe daran, dem Unglücklichen den Dienst zu versagen.

Es schien ihm unmöglich, wieder durch den Speisekeller zu gehen, ohne vor Schreck zu sterben.

Er nahm alle seine Kräfte zusammen.

Das Schloß gab nach: die Thüre ging auf.

Der frische Wind von Außen schlug an seine feuchte Stirne und machte den Schweiß auf seinem Gesichte zu Eis.

Digitized by Google

Aber diese Empfindung schien ihm unendlich wohlthuend nach der erstickenden Atmosphäre des Souterrains.

Er athmete die reine Nachtluft!

Seine Lungen dehnten sich aus.

Er öffnete den Mund, um Gott zu danken; er wagte es nicht.

Wenn ein Gott lebte, wie konnte er, Gérard, frei, und Herr Sarranti im Gefängniß sein?

Freilich schlief Herr Sarranti aller Wahrscheinlichkeit nach jenen ruhigen Schlaf, der dem Gerechten die Kraft gibt, das Schaffot zu besteigen, während er dagegen wachte, Gewissensbisse und Schrecken im Herzen, und seine Kniee zitterten, seine Hände und seine Stirne von Schweiß troff.

Und in welch' furchtbarer Absicht wachte er? Was war die schreckliche That, die ihm zu thun blieb?

Er mußte die Gebeine seines Opfers ausgraben und verbergen.

Hatte er dazu den Muth? Hatte er vor Allem die Kraft?

Er wollte es wenigstens versuchen.

Mit raschem und beinahe festem Schritte durchmaß er den ganzen offenen und hellen Raum vom Schlosse bis zum Parke.

Als er sich jedoch unter dem Schatten der großen Bäume sah, als das geheimnißvolle und murmelnde Dunkel des Waldes sich zu seiner Rechten und Linken ausbreitete, packte ihn die eisige Hand des Schreckens von Neuem bei den Haaren.

Digitized by Google

Er befand sich in der Allee, die nach dem dichten Gebüsche führte.

Er begann die große Eiche zu sehen; er begann die Rasenbank zu unterscheiden.

Die Angst mochte ihn zurückziehen, so viel sie wollte: er mußte vorwärts gehen.

Er ward so schrecklich fortgeschleppt, als der gezwungene Leidende zum Schaffot.

Einen Augenblick fragte er sich, ob das Schaffot nicht dem vorzuziehen sei, was er zu thun im Begriffe stand.

Einen Schlag, der ihn getroffen, ohne daß er ihn erwartet, und ihn auf der Stelle und ohne Leiden getödtet, er hätte ihn gesegnet.

Aber der Todeskampf beim Ausspruch eines Urtheils, das Gefängniß, dieses heiße und kalte Vorgemach des Grabes, der Henker und seine finstere Macht, das rothbemalte Schaffot, dessen beide mageren Arme man von Weitem sieht, die Stufen, die man, wenn die Kräfte fehlen, unterstützt von Dienern der Guillotine, emporsteigen muß, das Brett, das uns emporhebt, das dreieckige Eisen, das in der doppelten Rinne läuft: das ist der wahrhaft grausame, der scheußliche, der unmögliche Tod!

Das war es, was in den Augen des Meuchelmörders dem Ausgraben des Leichnams, dem Tod vor Schreck beim Ausgraben, den Vorzug gab vor dem Tode des Castaing und Papavoine.

Er trat entschlossen in das dichte Gebüsch und machte sich an die Arbeit.

Zuerst mußte man das richtige Loch finden.

Er knieete nieder und suchte mit der Hand.

Digitized by Google

Ein Todesschauer durchrieselte seine Adern, nicht wegen dessen, was er that, — das war indessen furchtbar genug! — sondern etwas ganz anderes Schreckliches machte ihn erbeben.

Es kam ihm vor, als wenn an dem ihm wohlbekannten Platze die Erde vor Kurzem aufgelockert worden.

Sollte er zu spät kommen?

Eine Furcht macht der andern Platz.

Er steckte mit der Raserei des Schreckens die Hand in den lockern Boden und stieß einen Freudenschrei aus.

Das Skelett war noch da.

Er hatte das weiche und seidene Haar des Kindes gefühlt, das Salvator in so großen Schrecken versetzt.

Ihn beruhigte es.

Er machte sich an das Aufgraben.

Wenden wir die Blicke von diesem scheußlichen Geschäfte.

Athmen wir die reine Luft.

Blicken wir zu den schönen Sternen am Himmel auf, dem Goldstaub, der unter den Füßen Gottes pulsirt.

Hören wir in dieser reinen Nacht nicht durch den unendlichen Raum des Aethers Töne des himmlischen Gesanges herabklingen, welchen die Engel singen, wenn sie Gott anbeten.

Es wird Zeit genug sein, die Blicke wieder auf die Erde zu richten, wenn dieses verfluchte Menschenkind blaß und zitternd aus dem dichten Gebüsche

tritt in der einen Hand den Spaten, in der andern etwas Ungestaltetes in seinem Mantel.

Was sucht er jetzt mit seinem scheuen und blinzelnden Blicke?

Er sucht einen sichern Ort, um ihm das Leichendepot anzuvertrauen, das er von einem Orte weggenommen, der nicht mehr sicher ist.

Herr Gérard ging ohne Aufenthalt bis zum andern Ende des Parkes, legte seinen Mantel auf die Erde und begann zu graben.

Aber beim dritten oder vierten Schlag schüttelte er den Kopf und murmelte:

„Nein, nein, nicht hier!"

Und er nahm seinen Mantel wieder, machte hundert Schritte unter den dichtbelaubten Bäumen und blieb zum zweiten Male stehen und zögerte . . .

Dann schüttelte er abermals den Kopf:

„Zu nahe bei dem andern!" sagte er.

Endlich schien ihn ein lichter Gedanke zu durchzucken.

Zum zweiten Male nahm er seinen Mantel auf, und mit demselben fieberhaften Gang, mit dem er bereits zwei Stationen gemacht, begab er sich wieder auf den Weg.

Diesmal ging er nach dem Hause, diesmal hatte er keine Angst, ein Gespenst auf der Oberfläche hingleiten zu sehen.

Er hielt das Gespenst ja in seinen Augen.

Als er an das Ufer des Teiches gekommen war, legte er den Mantel auf das Gras und begann ihn zu entfalten.

Digitized by Google

In diesem Augenblick ließ sich in der Ferne ein trauriges Geheul hören.

Es war das Geheul eines Hundes im nahen Pachthof.

„O nein! nicht hier!“ sagte er, „nicht hier! Es hat ihn bereits ein Hund hervorgezogen, man würde das Skelett finden . . . aber was thun? . . . Mein Gott, begeistere mich!“

Diese Bitte schien zum Himmel aufgestiegen zu sein, als wenn sie keine Blasphemie gewesen wäre.

„Ja, ja,“ murmelte der Elende, „das ist's, das ist's!“

Diese Gebeine möchten noch so gut in dem Park von Viry verborgen sein, man könnte sie zum zweiten Male entdecken, da sie schon einmal entdeckt worden.

Herr Gérard wollte sie mit sich fortnehmen und sie in seinem Garten von Vanvres begraben.

In Vanvres war Herr Gérard mehr als anderswo der ehrenwerthe Herr Gérard.

Er nahm seinen Mantel wieder auf, ließ jedoch den Spaten liegen, begab sich rasch nach dem Gitter des Parks, das gegen den Pont Godeau zu lag.

Er hatte den Schlüssel dieses Gitters und öffnete ohne Schwierigkeit.

Seltsam! seit er dieses Skelett in seinem Mantel hielt, war der Schrecken vor übernatürlichen Dingen verschwunden.

Freilich war ein anderer Schreck dem ersten gefolgt, und der ehrenwerthe Herr Gérard hatte bei dem Tausch nichts verloren.

Nachdem er das Gitterthor geschlossen, durchmaß Herr Gérard das Feld so rasch er konnte, um an die Landstraße zu kommen.

Roland hat uns den Weg gezeigt, den er eingeschlagen.

Barnabé hatte Wort gehalten: er wartete mit seinem Fiacre am angedeuteten Orte.

Er that sogar mehr als warten: er schlief auf seinem Bock; aber so gut er auch schlief, Herr Gérard gab dem Wagen, als er öffnete, einen Stoß, der ihn aufweckte.

„Hm!“ machte Barnabé, „sind Sie es, Bourgeois?“

„Ja, ich bin's,“ sagte Herr Gérard, „bemühe Dich nicht.“

„Wollen Sie,“ sagte der Kutscher, indem er die Hand ausstreckte, „daß ich das Paket da, das Sie zu geniren scheint, auf meinen Sitz lege?“

Und Meister Barnabé deutete auf den Mantel.

„Nein! nein!“ rief Herr Gérard erschrocken; „es sind seltene Pflanzen, die vor jedem Stoß bewahrt werden müssen; ich werde sie auf mein Knie stellen.“

„Wie Sie wollen . . . Fahren wir jetzt zurück?“

„Nach Vanvres,“ sagte Herr Gérard.

„Vorwärts nach Vanvres!“ sagte der Kutscher, indem er seine Pferde peitschte.

Und der schwerfällige Wagen setzte sich in Bewegung.

So geschah es, daß Salvator unter der großen Eiche und bei dem dichten Gehölz das Skelett nicht gefunden, das er zu suchen gekommen.

Digitized by Google